



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Die gute Zeit hab' ich dann immer mit Tieren verbracht“

—

Biographische Perspektiven auf Tiere in der Therapie

verfasst von / submitted by

Isabella Rokita, B.A.

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2022 / Vienna 2022

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 848

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Bildungswissenschaft

Betreut von / Supervisor:

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Nadja Thoma

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung – Entdeckungszusammenhang & Hinleitung zur Fragestellung.....	1
2 Forschungsstand zu Tieren in der Therapie	3
3 Theorie und Method/ologi/e der Biographieforschung	7
3.1 Die Interpretative Sozialforschung als methodologischer Grund der Biographieforschung	8
3.2 <i>Biographie</i> als soziale Konstruktion	12
3.2.1 Das <i>biographische Subjekt</i> in der Biographieforschung	12
3.2.2 <i>Biographizität</i> und (tierische) Subjekte.....	13
3.2.3 Biographisches Wissen.....	16
3.2.4 Exkurs: Biographische Narrationen über „Krankheit“ als das „ungelebte Leben“. 18	
4 Methodisches Vorgehen: die Einzelfallanalyse – vom Besonderen zum Allgemeinen	20
4.1 Das biographisch-narrative Interview als Erhebungsmethode	21
4.2 Feldzugang und Auswahl der Interviewpartner*innen	22
4.3 Der Auswertungs- und Interpretationsprozess	26
5 Falldarstellung: Diana Strobl.....	28
5.1 Kurzbiographie	28
5.2 Aushandlung des Interviewrahmens und Verlauf	29
6 Biographieanalyse - „Die gute Zeit hab‘ ich dann immer mit Tieren verbracht“	32
6.1 Konstruktion einer „Normalität des Studierens“ gegenüber dem Studium unter Krankheitsbedingungen.....	33
6.2 „Wenn ich jemals wieder gesund werden sollte...“ – Berufliche Orientierung zu den Pferden durch die Krankheitsphase.....	39
6.3 Der „ursprüngliche“ Mustang aus Amerika – Verortung als Bedeutungskonstruktion .	43
6.4 Professionelle Verortung im Feld der tiergestützten Therapie – Pferde als „Vorbilder“ oder „Heilende“?	52
7 Diskussion der Forschungsergebnisse anhand theoretischer und methodologischer Überlegungen	61
8 Conclusio.....	65
Literaturverzeichnis.....	67
Abstract	72
Anlage: Transkriptnotationen.....	73

1 Einleitung – Entdeckungszusammenhang & Hinleitung zur Fragestellung

Zwei voneinander unabhängige Entdeckungen haben mich letztlich zur hier dargestellten Forschungsarbeit geführt. Erstens wird das Tier in der Therapie der Psyche des Menschen oftmals eingesetzt. Doch erfolgt dies mitunter unbeschrieben in wissenschaftlicher Literatur, wie zum Beispiel beim Begründer der Psychoanalyse, Sigmund Freud, selbst. Freuds Chow-Chow Hündin Jofie liegt lange Jahre und viele Stunden am Tag während der Psychoanalysen zu Füßen des Analytikers (Berthelsen 1987: 59). Zudem greift die Hündin in die Therapiesitzungen ein, da sie „das Ende einer Sitzung ankündigt, indem er[*sie] bellend zur Tür strebt“ (ebd.). Außerdem trägt die Hündin zu Freuds Einschätzung der ein- und ausgehenden Menschen bei:

„Ein Besucher oder Patient, von dem sich Jofie unwillig schnüffelnd abwendet oder vor dem sie gar knurrend unter den Schreibtisch zurückweicht, der hat es nicht leicht, noch Gnade vor den Augen des Meisters zu finden. „Wen die Jofie nicht mag, bei dem stimmt auch etwas nicht“, hat der Professor immer gesagt – so erinnert sich Paula Fichtl. Und natürlich ‚hat Jofie immer recht gehabt‘.“ (ebd.: 38-39)

Nun ist bei der augenscheinlichen Ablehnung durch die Hündin die Frage, ob diese womöglich die Ablehnung Freuds gegenüber der Person spiegelt und somit in der Identifizierung mit Freud interagiert. Dies kann hier nun allerdings nicht geklärt werden. Festzuhalten ist vielmehr die Tatsache, dass Freud in seinem äußerst umfangreichen Werk selbst nicht über die Rolle des Hundes in seinen psychoanalytischen Sitzungen geschrieben hat. Die langjährige tierische Gefährtin und deren Interaktionen in den Psychoanalysen findet nicht einmal Erwähnung.

Die Anwesenheit der Hündin wird vor allem durch biografische Erzählungen der langjährigen Haushälterin Paula Fichtl bekannt (vgl. ebd.). Darin wird zweierlei deutlich: zum einen, wie wichtig die tierische Interaktionspartnerin für Sigmund Freud in seiner Lebens- und Krankengeschichte war. Zum anderen, wie die Interaktionen des Tieres den Therapieprozess mit geprägt haben.

Zweitens entstammt mein Erkenntnisinteresse innerhalb der tiergestützten Therapie aus eigenen Beobachtungen in einem wissenschaftlichen Vortrag im Jahr 2019. Auf einer mehrtägigen Konferenz von und für tiergestützt arbeitende Therapeut*innen und Pädagog*innen wird im Eröffnungsvortrag eine aktuell praktizierte Methode inklusive dafür

benötigter Hilfsmittel vorgestellt. Im Vortrag wird dargelegt, dass ein Pferd für die Einheit mit den Klient*innen mit einer Schaumstoffauflage auf dem Rücken sowie einem Haltegurt ausgestattet wird. Der Gurt dient sowohl zur Fixierung der Polster auf dem Pferderücken, als auch den Klient*innen Haltegriffe anzubieten. Zudem können am Gurt nun Gegenstände durch Ösen und Karabiner befestigt werden. Beispielsweise wird daran ein kleines Kissen befestigt, an dem mittels Klettverschlüssen Kärtchen mit Symbolen und Bildern darauf angeheftet werden können. Dem (Fach-)Publikum werden Fotos und Videos gezeigt, wie Klient*innen auf dem Pferderücken durch die Halle zu verschiedenen Stationen geführt werden, um dort Kärtchen anzubringen oder mitzunehmen. Somit dient das Pferd sowohl als Transportmittel für die Klient*innen als auch für die Kärtchen zwischen den Stationen. Auf mich macht es den Eindruck, die Pferde würden wie eine Art mobile Stellwand behängt und als Vehikel durch die Halle benutzt werden. Polemisch ausgedrückt, liegt beim Pferd als so eingesetztes Transportmittel die Analogie zum Leiterwagen nahe. Dieser wäre in Anschaffung und Unterhalt deutlich günstiger und würde auch den Zweck erfüllen, die Klient*innen durch die Halle zu transportieren. Geht es um die Selbstwirksamkeit der Klient*innen Ziel und Richtung bestimmen zu können, würde ein ferngesteuertes Auto den Zweck auch erfüllen. Doch wozu dann das Pferd?

Im ersten Fall bringt sich das Tier selbstständig und aktiv in den Therapieprozess ein. Es wird jedoch durch Freud keiner Reflexion oder Analyse in der wissenschaftlichen Literatur unterzogen, sondern der Hündin wird durch Fichtl rückwirkend im Leben und Wirken Freuds Bedeutung beigemessen. Im anderen Fall ist das Tier zentraler Bestandteil der Therapie und wird einem Fachpublikum vorgestellt, droht aber unter dem methodischen Behang unterzugehen. Dies hat mich dazu geleitet, das therapeutische Geschehen in der tiergestützten Therapie aus der Perspektive der Therapeut*innen näher beleuchten zu wollen. Somit ist meine Forschungsfrage im Folgenden:

Welche Erfahrungen machen tiergestützt arbeitende Therapeut*innen mit Tieren und welche Perspektiven haben sie auf die Arbeit mit Tieren in der Therapie?

Der erste Teil der Fragestellung ist durch meine Vorannahme geleitet, dass tiergestützt arbeitende Therapeut*innen selbst therapeutische Begegnungen mit Tieren erlebt haben und demnach diese Profession gewählt haben könnten. Womöglich gibt es ein Erfahrungswissen zur Wirkung der Tiere in der Selbsterfahrung der Therapeut*innen. Dies kann wiederum zur Berufswahl führen, Tiere in der Therapie einzusetzen. Im zweiten Teil der Forschungsfrage werden die getätigten Zuschreibungen der tiergestützt arbeitenden Therapeutin auf die Rollen und Wirkungsweisen der Tiere in der Therapie

herausgearbeitet. Dabei werden deren Perspektiven auf die Tiere im therapeutischen Prozess deutlich.

Um die Erfahrungen und Perspektiven tiergestützt arbeitender Therapeut*innen zu erheben, wird die Methode biographisch-narrativer Interviews herangezogen und mittels einer Biographieanalyse ausgewertet. Zur Hinführung an das Thema wird der Forschungsstand zu Tieren in der Therapie in Kapitel 2 beleuchtet. Anschließend wird die Theorie und Methodologie der Biographieforschung vorgestellt, wobei die Interpretative Sozialforschung als methodologischer Grund der Biographieforschung eingeführt wird (Kapitel 3.1). Darauf folgt die Betrachtung von Biographie als soziale Konstruktion (Kapitel 3.2). Dabei werden Grundbegriffe der Biographieforschung wie das *biographische Subjekt*, *Biographizität* und *biographisches Wissen* verhandelt und jeweils auf Betrachtungen von Tieren bezogen. Das methodische Vorgehen der Forschungsarbeit wird in Kapitel 4 beschrieben, wobei zunächst in die Erhebungsmethode des biographisch-narrativen Interviews eingeführt wird. Des Weiteren folgen Beschreibungen zum Feldzugang und der Auswahl der Interviewpartner*innen (Kapitel 4.2) sowie Ausführungen zum Auswertungs- und Interpretationsprozess (Kapitel 4.3). Der singuläre Einzelfall, der dabei zur Auswertung gelangt, wird in Kapitel 5 dargestellt: zunächst wird ein Überblick des biographischen Gesamtzusammenhangs gegeben, ehe der Interviewverlauf beschrieben wird. Dies liefert biographische Hintergründe für die folgende Biographieanalyse in Kapitel 6, die sich mit der Konstruktion von „Normalität“ in der dargestellten Biographie auseinandersetzt. Außerdem wird der berufliche Werdegang der Biographin hin zur tiergestützten Therapie rekonstruiert, welcher eng mit einer Krankheitsphase verwoben ist (Kapitel 6.2). Anschließend wird analysiert, wie die Biographin die Verortung von sich und den Pferden vornimmt und damit Zuschreibungen von Eigenschaften einhergehen. Zuletzt wird in der Biographieanalyse die professionelle Verortung der Biographin nachvollzogen. In Kapitel 7 werden die theoretischen und methodologischen Überlegungen mit den Ergebnissen der Biographieanalyse zusammengeführt, ehe eine Conclusio gezogen wird (Kapitel 8).

2 Forschungsstand zu Tieren in der Therapie

Bisher finden Tiere – v.a. im therapeutischen Einsatz – wenig Eingang in sozialwissenschaftliche Fragestellungen. Am ehesten sind Wirkungsforschungen zu finden, die

mehrheitlich aus Einzelfallbeschreibungen bestehen (vgl. Buchner-Fuhs / Rose 2012). Herausarbeiten lässt sich aus den sozialwissenschaftlichen Diskursen zu Tieren in der Therapie allerdings, wie diese begrifflich gefasst werden. In diesem Kapitel werden erstens Diskurse über menschliche Perspektiven auf Tiere im therapeutischen Einsatz herausgearbeitet, und zweitens über das Professionsverständnis von tiergestützt arbeitenden Therapeut*innen. Zudem wird deren wechselseitige Bedingung beleuchtet.

Das menschliche Verständnis von Tieren in Therapieprozessen zeigt sich u.a. darin, wie diese sprachlich gefasst werden. Dabei lassen Titel wissenschaftlicher Auseinandersetzungen mit Tieren in Therapieprozessen auf begriffstheoretische Aushandlungen hoffen: Hier werden die Tiere selbst als „Therapeuten“ – wie bei *Therapeuten auf vier Pfoten* (Nülle-Horre 2015) – oder als „Co-Therapeuten“ betitelt (u.a.: McConnell / Fine (2015): *Understanding the Other End of the Leash: What Therapists need to Understand about Their Co-Therapists*). Doch letztlich verbergen sich dahinter Wirkungsforschungen von Tieren im therapeutischen Einsatz. Dabei werden die Tiere im Therapieprozess in ihren therapeutischen Funktionen und ihren Einsatzmöglichkeiten beschrieben (vgl. Nülle-Horre 2015; McConnell / Fine 2015). Demzufolge tritt in den Hypothesen und Grundannahmen dieser Wirkungsforschungen das Verständnis der Forschenden von den Tieren in der Therapie zutage. In einer Metaanalyse arbeiten Buchner-Fuhs und Rose (2012) die funktionalen Kategorisierungen animalischer Lebewesen in sozialwissenschaftlichen Forschungsarbeiten heraus:

„Zur Plausibilisierung der positiven Wirkungen des Tieres werden emotional anrührende Fallgeschichten und persönliche Erfahrungsgeschichten geliefert, die dem literarisch-bibli-schen Format von ‚Wunder- und Erlösungsgeschichten‘ ähneln. Sie illustrieren, wie die Nähe eines Tieres Menschen öffnet, entspannt, stabilisiert, kontaktfähig macht und ans Leben anschließt.“ (ebd.: 14)

Es bleibt es bei einer Beschreibung von subjektiven Eindrücken und der Wirkung der Tiere zugeschriebenen Prozessen. Dabei bleibt aus, die vorgenommenen Konstruktionen zu hinterfragen und zu kontextualisieren sowie die normativen Deutungsmuster herauszuarbeiten.

„Dieser Diskurs funktionalisiert das Tier für menschliche Zwecke und ist damit hochgradig pädagogisch verengt. Das Tier interessiert, weil es etwas Wünschenswertes bei Menschen bewirkt; und am Tier interessiert, was es Wünschenswertes bei Menschen bewirkt. Es hat damit Objektstatus in einem ideologischen Skript, das radikal um den Menschen und seine Interessen kreist – einem Skript also, das als anthropozentrisch zu bezeichnen ist.“ (Buchner-Fuhs / Rose 2012: 13 f.)

Das Funktionalisieren der Tiere für therapeutische Zwecke beschreibt die vermeintlichen (nicht-menschlichen) „Therapeuten“ und „Co-Therapeuten“ als Objekte im Therapieprozess. Andernorts hingegen wird die Bedeutung der Tiere als Therapeut*innen und deren therapeutische Wirkung negiert: „everything depends on the therapist [...] the animal has no specific input in the therapy“ (Chardonnnens 2009: 324). Damit bleiben die Tiere für den therapeutischen Prozess noch hinter funktionellen Zuschreibungen zurück, denn deren therapeutische Wirkung wird negiert. Der Einfluss der Tiere in der Therapie wird allerdings durch die Möglichkeit beschrieben, jene als Projektions-Objekte zu nutzen (ebd.). Dabei projizieren die Patient*innen Wünsche, Gefühle oder Bedürfnisse auf ein Gegenüber – in diesem Fall die Tiere (Böhm 2000: 431). Somit werden diese für die Therapeut*innen sichtbar und gemeinsam mit den Patient*innen bearbeitbar. Außerdem beschreibt Chardonnnens, dass die Tiere in der Therapie Bedürfnisse wie „companionship, giving and receiving affection, and complete and unconditional acceptance“ (2009: 324) befriedigen. In Bezug auf die pferdegestützte Therapie wird wie folgt argumentiert:

“Rider and horse turn into one another’s mirror, each reflecting the perception of the other’s body language. The relationship is empathic; the horse accepts its rider however he or she is, yet reacts according to the rider’s behavior, building a relationship of congruence.”
(ebd.: 330)

Demnach scheinen durch eine empathische Beziehung und wechselseitige Kommunikation über Körpersprache, Bedürfnisse der Patient*innen befriedigt zu werden, die durch menschliche Therapeut*innen zum therapeutischen Prozess werden (ebd.: 324). Denn der „spezifische Einfluss“ scheint ausschließlich von den Therapeut*innen auszugehen, während die Tiere im Objektstatus verbleiben.

Ähnlich erfolgt dies bei dem Eingangsbeispiel zu Freuds Hündin im Therapieraum: dem Tier scheint hier keine Wirkung auf den Verlauf der psychoanalytischen Behandlung zugesprochen zu werden. Auch die Beziehungsgestaltung zwischen Patient*in-Therapeut-Hündin wird von Freud nicht in den Blick genommen. Somit scheint sowohl die Wirkung des Tieres auf die therapeutische Interaktion ausgeklammert, ebenso wie der Hündin der Akteurstatus abgesprochen wird (vgl. Buchner-Fuhs / Rose 2012: 14).

In der Biographieforschung lassen sich Analysen von Lebensgeschichten mit Verbindungen von Menschen zu Tieren noch vermissen. Außerhalb der Theorie und Methodologie der Biographieforschung findet sich ein methodischer Ansatz, der Biographie und Tieren verbindet. Jener wird als „tiergestützte Biographiearbeit“ (Giruc 2011: 10) beschrieben, bei der mittels des Kontakts zu Tieren in Pflegeeinrichtungen für Menschen mit einer Demenzerkrankung versucht wird, sich an Teile der eigenen Lebensgeschichte wieder zu erinnern. „Die Teilnehmer können mit Hilfe von aktivierenden Bestandteilen und dem direkten Kontakt zu den Tieren ihr Erfahrungswissen bezüglich ihrer eigenen Tierhaltung reaktivieren und eine mögliche Identitätsfindung erreichen.“ (ebd.: 11)

Mangels weiterer Studien, die das Verständnis von Tieren im Therapieprozess in den Blick nehmen, kann hier eine Forschungslücke festgestellt werden. Gegenstand dieser Arbeit kann dabei nicht sein, die Forschungslücke zu schließen. Somit werden anregend zu weiterführender Forschung die offenen Fragen bleiben, welchen Einfluss die Tiere auf den therapeutischen Prozess haben oder welche Rolle ihnen dabei zugesprochen werden kann. Doch die kontroversen Perspektiven, die sich aus dem Forschungsstand ergeben, können im Weiteren forschungsleitend sein: bspw. wird herausgearbeitet, wie die tiergestützt arbeitenden Therapeut*innen ihr professionelles Selbstverständnis thematisieren und konstruieren. Dies wird in der Biographieanalyse (Kapitel 6.4) aufgegriffen werden. Eine Forschungsarbeit von Jérôme Michalon (2020) streicht einen Wandel in der tiergestützten Therapie heraus, die den Tieren den Subjektstatus zuerkennt bzw. mindestens eine Verhandlung dessen betreibt. Dabei beschreibt er eine Parallelentwicklung von der Professionalisierung des Feldes der tiergestützten Therapie (engl.: AAT) bzw. Intervention (engl.: AAI) und der Perspektive auf die Tiere (Michalon 2020: 132): „Simply put, the more these practices are oriented towards therapy, the more they characterize and perform animals like persons, like beings who are subjectively engaged in work“ (ebd.). Die Beziehung zu den Tieren und die Perspektive der (menschlichen) Therapeut*innen auf die Tiere in der Therapie geht mit einem veränderten Professionsverständnis einher. Dabei entwickelt sich – so Michalon – eine veränderte professionelle Identität der Therapeut*innen:

“By defining themselves as therapists, by changing the professional world, these actors can legitimately promote other modes of relationship with horses; and an entirely different vision of the horse. [...] more than just a ‘mount’, it is a ‘living being’, who has a ‘presence’, with whom one can engage into a ‘relationship’.” (ebd.: 142)

Ähnlich dem Beispiel im Entdeckungszusammenhang dieser Arbeit wird hier beschrieben, wie sich die Zuschreibungen der Pferde in der Therapie von einem „Berg“ bzw. einer „Stellwand“ hin zu Interaktionspartner*innen vollzieht. Somit geht mit einem veränderten Professionsverständnis hin zu tiergestützt arbeitenden Therapeut*innen zugleich einher, dass den Tieren eine neue soziale Rolle zugeschrieben wird (Michalon 2020: 139). Dabei wird deutlich, wie eng der Subjektstatus der Tiere in der Therapie mit dem Selbstverständnis der Therapeut*innen zusammenhängt. Insofern werden beide Aspekte dieser Parallelentwicklung im Kommenden noch von Bedeutung sein.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der Einsatz von Tieren in therapeutischen Kontexten zwar erforscht wird hinsichtlich deren Wirkung, die Perspektiven auf die Tiere jedoch wenig ausdifferenziert im Fokus von Forschungsinteressen sind. Denn hierbei ist die Bedeutungszuschreibung der Tiere als Objekte omnipräsent und wird nur von wenigen kritisch hinterfragt. Kontrovers wird dabei verhandelt, inwiefern die Tiere als (Co-)Therapeut*innen gesehen werden können. Demnach stellt eine Forschungslücke dar, zu erheben, wie die Professionellen – die tiergestützt arbeitenden Therapeut*innen – auf die Tiere in der Therapie blicken.

3 Theorie und Method/ologi/e der Biographieforschung

Zunächst ist es lohnend das Augenmerk auf die Theorie und Methodologie der Biographieforschung zu richten, um Überlegungen zum Subjekt- und Objektstatus der Tiere in einen theoretischen Gesamtzusammenhang einordnen zu können und vor diesem Hintergrund zu diskutieren. Dabei wird knapp die Entwicklung der Biographieforschung beleuchtet, ehe Grundbegriffe in Bezug zum (biographischen) Subjektbegriff verhandelt werden. Schließlich formt dies das methodologische Vorgehen dieser Arbeit. Um die methodologischen Grundbegriffe zu verdeutlichen, folgt ein Exkurs zu biographischen Narrationen über „Krankheit“. Dieser wird in der Biographieanalyse wieder aufgegriffen, da auch im biographisch-narrativen Interview „Krankheit“ einen zentralen Ereignisknotenpunkt darstellt.

3.1 Die Interpretative Sozialforschung als methodologischer Grund der Biographieforschung

Die Methodologie ist – im gesamten Forschungsprozess angewendet – grundsätzlich das Unterscheidungsmerkmal zwischen wissenschaftlichem und alltagsweltlichem Erkennen (Dausien 2002: 165). Daher möchte ich einen kurzen Abriss theoretischer und methodologischer Grundlegungen der Interpretativen Sozialforschung darlegen, auf denen die Biographieforschung fußt. Somit bilden diese theoretischen Strömungen das Fundament dieser Forschungsarbeit.

Die Biographieforschung entwickelt sich aus der methodologischen Strömung der Interpretativen Sozialforschung. Diese fand in der Abgrenzung zum zeitgenössischen Behaviorismus ihren Ursprung. Beide Konzepte beschäftigen sich mit dem Handeln von Menschen und ggf. nicht-menschlichen Lebewesen in Bezug auf deren Umwelt. Im Behaviorismus werden – verkürzt gesagt – den Elementen der Umwelt „Reize“ zugesprochen, die ihnen als Qualitäten anhaften und „bei den Handelnden ‚Reaktionen‘ auslösen“ (ebd.). Die Interpretative Sozialforschung nimmt nun die Wahrnehmung der Elemente durch die Handelnden mit in den Blick:

Die „materiellen und natürlichen Elemente der Welt [...] werden nicht ‚an sich‘ wahrgenommen, sondern immer nur durch die Perspektive der Wahrnehmenden. ‚Dinge‘ werden zum Bestandteil der für menschliche Individuen zugänglichen Welt, zu ‚Dingen‘, indem sie interpretiert, gedeutet und praktisch ‚behandelt‘ werden, wenn sie also mit Sinn versehen und zu einem Aspekt der Welt ‚gemacht‘ werden.“ (ebd.)

Demnach statten die Wahrnehmenden die „Dinge“ selbst mit Bedeutung aus. Dies stellt aus der Perspektive der Interpretativen Sozialforschung deren eigene interpretative Leistung dar und ist kein den Dingen innewohnender Handlungsauslöser – wie es im Behaviorismus gesehen wird. Diesen Prozess durch die Handelnden bringt Herbert Blumer in seinen Prämissen zum „Symbolischen Interaktionismus“ auf den Punkt:

„Die erste Prämisse besagt, dass Menschen ‚Dingen‘ gegenüber auf der Grundlage der Bedeutung handeln, die diese Dinge für sie besitzen. [...] Die zweite Prämisse besagt, dass die Bedeutung solcher Dinge aus der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, abgeleitet ist oder aus ihr entsteht. Die dritte Prämisse besagt, dass diese Bedeutungen in einem interpretativen Prozess, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt, gehandhabt und abgeändert werden.“ (Blumer 1973, 81)

Nach dem einleitenden Kapitel, in dem Blumer die Prämissen des Symbolischen Interaktionismus vorstellt, geht der Autor dazu über von „Objekten“ statt von „Dingen“ zu

sprechen (Blumer 1973: 83 ff.). Dies hat begriffstheoretische Hintergründe, deren Ausführung für diese Forschungsarbeit zu weit führen würden (vgl. Mead 1973: 116 ff.; ebd. 170 ff.). Im Folgenden werde ich mich auf „Objekte“ beziehen. Festzuhalten ist, dass Blumer unter „Objekten“ alles fasst, „was angezeigt werden kann, alles, auf das man hinweisen oder auf das man sich beziehen kann“ (Blumer 1973: 91). Folglich sind unter dem Objektbegriff Blumers alle Lebewesen, sowie materielle und immaterielle Objekte eingeschlossen.

„Der Einfachheit halber kann man Objekte in drei Kategorien einordnen: (a) physikalische Objekte, wie Stühle, Bäume oder Fahrräder; (b) soziale Objekte, wie Studenten, Priester, ein Präsident, eine Mutter oder ein Freund; und (c) abstrakte Objekte, wie moralische Prinzipien, philosophische Lehrmeinungen, oder Ideen, wie Gerechtigkeit, Ausbeutung oder Mitleid.“ (ebd.)

Demnach werden *physikalische Objekte* als nicht reaktive Gegenstände konstruiert, während hingegen *sozialen Objekten* eine soziale Rollenfunktion zugeschrieben wird. Dabei sind die angeführten Kategorien nicht starr, denn z.B. kann ein physikalisches Objekt wie ein Fahrrad durch magische Vorstellung eines Kindes oder durch die Inszenierung eines Erwachsenen bspw. zu einem magischen, sozial-interagierenden Fahrrad (soziales Objekt) werden. Dem sprechenden Fahrrad „Tom Turbo“ wird bspw. zugeschrieben, interaktiv mit dem Fernsehpublikum Kriminalfälle lösen zu können. Daher kann im Hinblick auf die Tiere in der Therapie verhandelt werden, ob diese in den jeweiligen Erzählabschnitten als *physikalische* oder *soziale Objekte* konstruiert werden. Am Eingangsbeispiel des Therapiepferdes als „Stellwand“ wird deutlich, wie dabei dem Tier in der Therapie Bedeutung als *physikalisches Objekt* zugeschrieben wird. Es wird durch den Umgang der Menschen mit ihm, durch deren Bedeutungszuschreibung zum nicht-reaktiven Gegenstand, zum „Berg“ nach Michalon. Hingegen werden an anderer Stelle die Tiere als Therapeut*innen konstruiert, wodurch sie den Satus eines *sozialen Objektes* erhalten. Dabei wird die Rolle des Tieres in der Therapie konstruiert als Objekt, das Beziehungspartner*in sein kann und somit Bedürfnisse der Patient*innen befriedigen kann (vgl. Chardonns 2009: 324).

Demzufolge wird im Weiteren nicht der Subjekt- oder Objektstatus der Tiere in der Therapie verhandelt, sondern mit der Konzeption Blumers herausgearbeitet, inwiefern jene in den biographischen Narrationen eher als *physikalische* oder *soziale Objekte* konstruiert werden.

Darüber hinaus ist zu bedenken, dass diese Konstruktionen von den Perspektiven anderer und von gesellschaftlichen Diskursen abhängig und durch diese geprägt. Somit wird die individuelle Bedeutungszuschreibung der Tiere durch das soziale Umfeld des Subjekts beeinflusst. Dabei wird auch interaktiv der physikalische bzw. soziale Objektstatus der Tiere mit verhandelt. Beispielsweise nehmen die tiergestützt arbeitenden Therapeut*innen Sinnkonstruktionen und Bedeutungszuschreibungen bzgl. der Tiere vor, die in der therapeutischen Interaktion wirken und darüber hinaus. Diese können in dieser Forschungsarbeit – soweit sie Teil der biographischen Erzählung sind – rekonstruiert werden. An diese Überlegungen anschließend ist für den methodologischen Rahmen der Biographieforschung zweierlei zentral: einerseits die Notwendigkeit der (Selbst-)Reflexion während des gesamten Forschungsprozesses, wie eingangs bereits erwähnt (Dausien 2002: 168). Dennoch ist die Analyse und kritische Auseinandersetzung mit der Bedeutung und Sinnzuschreibung von Tieren im Therapieprozess hier nicht „frei“, sondern selbst in Konstruktionslogiken eingebunden (vgl. ebd.).

Andererseits ist in der Methodologie der Biographieforschung die Rekonstruktion immanent, welche sich aus der Theorie des Sozialkonstruktivismus ergibt. Damit geht einher, „sozialwissenschaftliche Analysen und Theorien systematisch als Re-Konstruktionen alltagsweltlicher Konstruktionen anzulegen“ (ebd.: 169). Nach Alfred Schütz stellt dieses Vorgehen eine „Konstruktion zweiten Grades“ dar, da hierbei die Konstruktionen der Biograph*innen von den Forschenden rekonstruiert werden (vgl. ebd.: 169-173). Als Essenz dieser Diskussion bleibt die Bedeutung, die erhobenen empirischen Daten diskursiv zugänglich zu machen und somit weitere Lesarten zu ermöglichen (ebd.: 173). Eine Vorgehensweise ist dabei, das empirische Material als Text zur Verfügung zu stellen. Dem ist in dieser Forschungsarbeit durch das Transkript des biographischen Interviews Genüge getan. Auch wenn einzuräumen ist, dass bereits in der Art und Weise der Transkription erste Interpretationen der Tonaufnahme vorgenommen werden.

Zudem erfolgen in dieser Forschungsarbeit laufend Interpretationen und Konstruktionen durch die Art des Wordings. Diese betreffen bspw. die Trennung zwischen Menschen und Tieren sowie einer anthropozentrischen Betrachtungsweise. Somit kann auch in dieser Forschungsarbeit keine wissenschaftliche Betrachtung „von außen“ stattfinden, sondern sie ist Teil der Konstruktion eines Mensch-Tier-Verhältnisses. Damit wird auch hier die binäre Betrachtung von Menschen und „Tieren“ – gemeint als nicht-menschliche Tiere – in ihrer Gegenüberstellung reproduziert und diese zugleich kritisiert. Auch wenn

die Gegenüberstellung von „menschlichen“ und „nicht-menschlichen Tieren“ die Konstruktion dieser Trennung und die anthropozentrische Betrachtung der Spezies eher verdeutlichen würde (vgl. Haraway 2018), bleibe ich dennoch bei dem alltagsweltlichen Begriff des „Tieres“, dessen sich auch die Biographin in ihrem Interview bedient. Hiermit soll jedoch festgehalten werden, dass Menschen ebenso eine Spezies unter Tieren sind (John 2019: 43). Mit der Auswertung des biographischen Materials besteht die Möglichkeit, die damit verbunden Konstruktionen und (hierarchischen) Zuschreibungen biographieanalytisch herauszuarbeiten und zu reflektieren.

Als Interpretative Sozialforschung arbeiten Studien zu biographischen Erzählungen mit der rekonstruktiven Methodologie, „um lebensgeschichtliche Erzählungen und Reflexionsprozesse zu analysieren, mit denen Subjekte im Alltag Identitäten und Zugehörigkeiten herstellen“ (Dausien 2018: 200). Damit schaffen die Subjekte nicht nur Aneignungsprozesse, sondern soziale Wirklichkeit, welche dabei zugleich die Perspektiven auf Tiere herstellt und formt (ebd.: 203).

„Lebensgeschichten sind keine Chroniken, sondern *Narrationen*, die Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart perspektivisch miteinander verschränken. [...] Ihre Selbstdeutungen wie ihre nicht reflektierten Erfahrungen wirken auf sie selbst zurück und leiten künftiges Handeln an. Dieser Prozess wird in der Biographieforschung als komplexe Gestaltbildung analysiert: als ‚Aufschichtung‘ von Erfahrungen in einer narrativen Struktur, mit der sich das erzählende Subjekt in ein Verhältnis zu sich selbst setzt.“ (ebd., [Herv. i. O.])

Mit dieser methodologischen Reflexion über Biographieforschung werden die Konstruktionsprozesse der Erzählenden selbst deutlich. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werden miteinander verwoben und in Bezug auf das Selbst gedeutet. Somit wird durch das erzählende Subjekt ein Selbstverhältnis zu den eigenen Narrationen von Erfahrungen hergestellt. In der Biographieforschung kann dieses Subjekt als *biographisches Subjekt* gefasst werden, um die Verbindung zwischen der eigenen biographischen Erzählung des Subjektes und damit der Selbstkonstruktion in der Interviewsituation zu greifen. Darunter ist zu verstehen, dass die interviewte Person ihr *biographisches Subjekt* während des Erzählens selbst konstruiert. Dieses muss nicht und kann nicht mit dem damaligen Subjekt in der Situation, von der erzählt wird, deckungsgleich übereinstimmen. Diese Suche nach der „wahren Begebenheit“ ist hier auch nicht die Frage, sondern mittels der Einführung des *biographischen Subjektes* wird der Unterschied markiert zwischen dem Subjekt, das in der Interviewsituation gegenwärtig erzählt, und jenem, welches in der Narration

dargestellt wird. Somit ist das *biographische Subjekt* das Subjekt *in* der biographischen Erzählung. Mittels der Interpretativen Sozialforschung können diese Konstruktionen von Realität(en) verglichen werden. Die Forschenden interpretieren dabei die biographischen Texte als Konstruktionen zweiten Grades.

3.2 Biographie als soziale Konstruktion

Nun wird der Subjektbegriff in der Biographieforschung anhand verschiedener methodologischer Grundbegriffe herausgearbeitet. Damit soll zum einen das *biographische Subjekt* herausgearbeitet werden, das sich in der biographischen Narration während eines biographisch-narrativen Interviews selbst konstruiert. Zum anderen kann dabei die Frage nach dem Subjekt- bzw. Objektstatus der Tiere theoretisch verhandelt werden. Dabei wird diskutiert, welche Aspekte der Subjektbegriffe auch auf Tiere anwendbar sind bzw. diesen zugesprochen werden können. Zu Beginn wird *Biographie* als soziale Konstruktion und damit verbunden das *biographische Subjekt* in den Blick genommen.

3.2.1 Das *biographische Subjekt* in der Biographieforschung

Um sich dem *biographischen Subjekt* in der Biographieforschung anzunähern, bedarf es zunächst einer Auseinandersetzung mit dem Biographiebegriff. Bettina Dausien streicht bei diesem einen „Doppelcharakter“ (Dausien 2002: 165) heraus: Biographie scheint „einerseits eine Kategorie alltagsweltlichen Denkens zu sein, andererseits eine wissenschaftliche Konstruktion, die sich auf die im Alltag erzeugten und im Alltagshandeln praktisch angewandten Konstrukte bezieht“ (ebd.). Mit diesen Konstrukten stellt Biographie „das Zusammenspiel von Individuellem und Gesellschaftlichem [dar], von Konstruktionsprozessen aufseiten der Subjekte, z. B. in der Form autobiographischer Erzählungen, sowie sozialen Strukturen und kulturellen Mustern aufseiten der Gesellschaft“ (Dausien 2018: 199-200). Somit wirkt beides – die Konstruktionsprozesse der Subjekte und die sozialen Strukturen – auf die biographische Erzählung. Denn bspw. ein biographisch-narratives Interview findet in einer sozialen Interaktion statt, welche durch Vorannahmen der Interviewpartner*innen geprägt ist und durch methodologische Überlegungen gewissermaßen vorstrukturiert ist, was sich z. B. durch den spezifischen Ablauf dieser Interviewform zeigt mit u.a. einer erzählgenerierenden Frage zu Beginn usw.. Außerdem fließen in die Erzählung soziale Strukturen und kulturelle Muster mit ein. Einerseits kann explizit davon erzählt werden, z.B. durch Verweise in der

Bildungsbiographie auf soziale Institutionen und deren Verhältnis zum biographischen Subjekt. Andererseits lassen sich implizite Verweise dazu herausarbeiten, wenn es bspw. um den Umgang mit und die Perspektive auf Tiere geht. Somit können dabei Überlegungen angestellt werden, wie Biograph*innen bspw. eine anthropozentrische Sichtweise verhandeln, Mensch-Tier-Verhältnisse thematisieren und letztlich diese Trennung als soziale Struktur reproduzieren.

An den Ausführungen wird deutlich, wie „Biographie als theoretisches Konzept [...] die subjektive Aneignung und ‚Konstruktion‘ von Gesellschaft [...] ebenso wie die gesellschaftliche Konstitution von Subjektivität“ (Dausien 1994: 152) thematisiert. Somit wird die Her- und Darstellung von Subjektivität, vielmehr eines *biographischen Subjektes*, in der biographischen Erzählung durch die gesellschaftliche Konstitution geprägt.

„Biographie ist [...] als narrative Konstruktion zu verstehen, ist Kreation der Erzählenden vor dem Hintergrund gegenwärtiger (Selbst-)Positionierung und ist Relevanzsetzung hinsichtlich einer »sinnvollen« Produktion, eine Geschichte des eigenen Lebens im Kontext der sozialen, interaktiven Gesprächssituation.“ (Hanses 2011: 334)

3.2.2 Biographizität und (tierische) Subjekte

Methodologische und theoretische Überlegungen, die im vorausgegangenen Kapitel bereits angeklungen sind, lassen sich mit dem Begriff der Biographizität fassen. Diesen hat Alheit im Anschluss an Kohli in der Biographieforschung geprägt. Damit ist die Chance und zugleich der Zwang gemeint, das eigene Leben zu gestalten (vgl. Alheit / Dausien 2002). Als Chance gedacht, werden die Kontexte des eigenen Lebens als gestaltbar erfahren, die immer wieder neu ausgelegt werden können (Dausien 2017: 94). Zugleich wird diese Aufgabe als Zwang den Subjekten übertragen, da die Gestaltung des eigenen Lebens – wie bspw. des Bildungs- und Berufsweges – gesellschaftlich als individuelle Leistung gilt (ebd.). Biographizität ist somit ein Begriff, der „den Gedanken der ‚eigen-sinnigen‘ subjektiven Aneignung von Lernangeboten [...] aufnimmt, aber darüber hinaus die Chance der Herstellung neuer kultureller und sozialer Erfahrungsstrukturen akzentuiert“ (Alheit / Dausien 2002: 10). Demnach wird aufgezeigt,

dass „nicht nur biografische Konstruktionen einzelner Subjekte an gesellschaftliche Strukturen wie u.a. Geschlechterordnungen gebunden sind und diese reproduzieren, sondern dass umgekehrt auch soziale Realitäten im Zuge der biografischen Konstruktionsleistungen der Subjekte hervorgebracht werden. Hier besteht grundsätzlich nicht nur die Möglichkeit der Reproduktion, sondern auch der Transformation dieser Realitäten.“ (Thon 2016: 187)

Dieses transformative Potential der Subjekte kann sich u.a. in biographisch-narrativen Interviews zeigen. Der Gewinn der biographieanalytischen Method/ologi/e ist dabei Erzählungen über die biographischen Gesamtzusammenhänge zu generieren, um das entstandene Textmaterial anhand der Konstruktionen zu analysieren. Darin treten gesellschaftliche Kategorien u.a. von Identitäten, Objekten, Zugehörigkeiten und Zuschreibungen zutage, die Verweise auf „das Allgemeine“ bilden. Zugleich setzt sich das biographische Subjekt in einer narrativen Struktur in ein Verhältnis zu sich selbst, wodurch – entlang des Forschungsinteresses dieser Arbeit – biographische Bezüge zwischen den Erfahrungen mit Tieren, therapeutischen (Selbst-)Erfahrungen und therapeutischer Arbeitspraxis rekonstruierbar werden.

Damit lässt sich die Methodologie der Biographieforschung gegenüber systemtheoretischen Konzepten wie von Parsons und Luhmann theoretisch abgrenzen: in der Biographieforschung „werden die Handlungs- und Gestaltungsspielräume der Subjekte betont. Diese werden nicht bloß als ‚Rollenträger‘ betrachtet, die soziale Strukturen reproduzieren, sondern als ‚Akteure‘, die ihre Handlungsumwelten (inter-)aktiv gestalten“ (Dausien 2018: 199). Diese Auseinandersetzung divergierender theoretischer Strömungen diskutiert somit auch die Verhandlung des jeweiligen Objektstatus der Tiere. Fraglich ist demnach, inwiefern den Tieren – als soziale Objekte – Handlungs- und Gestaltungsspielräume zugestanden und zugesprochen werden. Außerdem könnten jene eher als „Rollenträger“ betrachtet und in der biographischen Narration konstruiert werden. Dies könnte wiederum auf soziale Strukturen hinweisen, die damit reproduziert werden und somit über den Einzelfall – der Erzählung einer Biographin – hinausweisen. Letztlich kristallisieren sich die Perspektiven auf die Tiere in der Therapie heraus, ob diese eher als eigenständig handelnde Akteure mit Einfluss auf soziale Interaktionen (soziale Objekte) oder als physikalische Objekte ohne soziale Rolle dargestellt werden. Hierbei können die beiden Objektstatus als Kontinuum gedacht werden. Dadurch wird zweierlei postuliert: zum einen werden sich Beispiele dafür aus den biographischen Erzählungen nicht immer eindeutig zuordnen lassen und zum anderen werden die Tiere innerhalb einer Narration mal am einen und mal am anderen Ende des Kontinuums konstruiert werden. Systemtheorie und Biographieforschung kommen vielleicht in einem Punkt zusammen, indem im Begriff von Biographizität die systemimmanente Verarbeitung externer Impulse durch das Subjekt mitgedacht wird: „*Biografizität* als einzigartige soziale Grammatik des Individuums entsteht im biografischen Erfahrungsprozess durch

selbstreferenzielle Verarbeitung externer Impulse“ (Alheit 2020: 91, [Herv. i. O.]). Diese Verarbeitung bildet den biographischen Erfahrungsprozess, welches in der Systemtheorie Luhmanns wohl mit der Übersetzung in systemimmanente „Codes“ gedacht würde (vgl. Luhmann 1991).

In Bezug auf die Tiere kann nicht von Biographizität gesprochen werden, denn bei ihnen fehlt bereits die Grundbedingung einer lautsprachlichen Narration. Das führt noch einmal vor Augen, dass mit der Biographieforschung hier die Konstruktionen der menschlichen Subjekte auf die Tiere in der Therapie herausgearbeitet werden kann, nicht jedoch die Tiere sich selbst verorten können. Hierbei werden die Grenzen dieser Forschung und der Biographieanalyse markiert. Die Objektifizierung der Tiere werden von Biograph*innen zur Sprache gebracht. Mittels Interpretation wird es möglich zu erforschen, welche Funktion die Tiere für die jeweilige Biographie erfüllt. Eine solche Forschungsperspektive folgt den Schilderungen, die das Tier als physikalisches bzw. als soziales Objekt erfahrbar machen und identifiziert die biographischen Momente, in denen der zugeschriebene Status gegebenenfalls wechselt. Das methodologische Konzept der Biographizität ist dabei von Bedeutung, indem bspw. in Krankheitsphasen Chancen und Zwänge zur Gestaltung des eigenen Lebens zwar durch Symptome oder Behandlungen der Krankheit eingeschränkt sein können, jene jedoch auch in besonderem Maße wirken. Denn in krisenhaften Situationen wie bei „Krankheit“ werden neue Zukunftsentwürfe hervorgebracht (Faircloth et al. 2004: 403). Dabei treten „Brüche, Widersprüche und Veränderungen sozialer Gewissheiten“ (Dausien / Hanses 2017: 177) auf, die in biographischen Erzählungen kontrastiert werden. Durch die Veränderung der eigenen Lebenssituation, können auch bisherige Objekt Zuschreibungen bezüglich des Tiers eine Veränderung erfahren. Durch die Erzählungen sind die Biograph*innen in der Lage „über die Natur und über die eigene Geschichte und Gesellschaft produktiv zu verfügen“ (Fischer-Rosenthal 2016: 240). Diese Biographizität erlaubt, dass Elemente aus der natürlichen Umwelt sprachlich benannt und kategorisiert werden, und die Biograph*innen damit über diese verfügt. Somit wird es über die biographischen Erzählungen möglich, die Konstruktionen bzgl. der Tiere herauszuarbeiten.

3.2.3 Biographisches Wissen

„Biographie unter einer wissenssoziologischen Perspektive zu betrachten, ist grundsätzlich naheliegend, denn die Frage, wie gesellschaftliches Wissen entsteht, reproduziert und verändert wird und wie schließlich soziale Wirklichkeit als objektive Tatsache konstruiert wird, die ihrerseits auf die Formation neuen Wissens einwirkt, kommt kaum ohne Annahmen über die gesellschaftlichen Subjekte als Träger und Produzenten von Wissen aus“ (Dausien / Hanses 2017: 177).

Die Betrachtung biographischen Wissens im Zusammenhang dieser Forschungsarbeit ist daher einerseits sinnvoll, um herauszuarbeiten wie in der biographischen Narration auf gesellschaftliches Wissen rekurriert wird, wie dieses reproduziert und konstruiert wird. Andererseits kann die Auseinandersetzung hilfreich sein, um die Verortung des Wissens am Subjekt als „Träger und Produzent“ bewusst zu machen. Schließlich verdeutlicht beides die Notwendigkeit vom Einzelfall auf das Allgemeine zu schließen, um die Verweise vom biographischen Wissen auf das Gesellschaftliche zu beleuchten. Diese Blickwinkel werden im Folgenden eingenommen und ausgearbeitet.

Bezüglich der Überlegungen zum biographischen Wissen ist es zunächst lohnend noch einmal den Bogen zurück zur Biographizität zu schlagen und beide Begriffe in Beziehung zu setzen:

„Mit dem Begriff der Biographizität wird sehr nachdrücklich auf die soziale Dimension von Biographie aufmerksam gemacht, wird deutlich, wie stark biographisches Wissen an soziale Wissensbestände offen oder latent gebunden ist, somit eine Art Hintergrundwissen bildet, das als Ressource in der Bewältigung sozialer und alltäglicher Herausforderungen und gleichzeitig als ein bedeutsames Veränderungspotenzial zu verstehen ist.“ (Hanses 2011: 347)

Demnach wird das biographische Wissen als Ressource beschrieben, welches u.a. durch das Subjekt bei alltäglichen Herausforderungen herangezogen wird. Ein Beispiel dafür können Krisen im Lebenslauf sein wie eine längerfristige Erkrankung. Dabei ist das biographische Wissen nicht als reines Zugreifen auf Informationen gemeint – im Sinne von Besitz –, sondern als Handlung (Dausien / Hanses 2017: 179). „In dieser Perspektive wird Wissen zu einem Moment interaktiven Handelns, und die Frage, was wie von wem in welchen Situationen ‚in Gang gesetzt‘ wird (oder auch nicht), kann als situierte Praxis empirisch analysiert werden“ (ebd.: 180). Demnach stellt biographisches Wissen die Art und Weise sowie den Zeitpunkt interaktiven Handelns her. Das heißt darüber hinaus, das

Wissen wird in sozialen und kommunikativen Situationen durch die handelnden Subjekte erzeugt (Dausien 1996: 87).

Andernorts wird Biographie als Ressource beschrieben (vgl. Hölzle / Jansen 2011). Denn in dieser (Selbst-)Konstruktion werden die „aufgeschichteten Erfahrungen und die je individuelle, im Laufe des bisherigen Lebens gebildete Wissensstruktur [...] thematisiert, reflektiert und, je nach Kontext, mit professionellem Wissen verbunden, gestaltet, bewertet und oft auch dokumentiert“ (Dausien / Hanses 2017: 173-174).

Die Professionsforschung nimmt sich dabei den theoretischen Zugängen zu professionellem Wissen an. Jene wird häufig mit der Methodologie der Biographieforschung verbunden (vgl. Schwendowius 2022). Somit „hat sich in der erziehungswissenschaftlichen Fachdiskussion zudem ein erweitertes Verständnis von Professionalisierung etabliert, das darunter auch individuelle Prozesse des biographischen Lernens, des fachlichen Wissenserwerbs und der Ausbildung eines professionellen Selbstverständnisses versteht.“ (ebd.: 197) Demnach bringt der Begriff der Professionalisierung biographisches Wissen, Wissen aus Qualifikations- und Bildungsprozessen und Konstruktion des Subjekts als „Professionelles“ zusammen. Dabei setzen sich die verschiedenen Wissensordnungen miteinander in ein hierarchisches Verhältnis. In der Regel wird dabei das biographische Wissen dem professionellen Wissen untergeordnet (Dausien / Hanses 2017: 180).

Eine Wissensform, die zudem in biographisch-narrativen Interviews häufig zu finden ist, stellt das Wissen um „Normalbiographien“ oder „normale Lebensverläufe“ dar (vgl. Dausien / Ortner / Thoma 2015). Dabei scheint es ein kollektives Wissen darüber zu geben, wie eine biographische Erzählung aussieht und was diese beinhaltet (Dausien 2009: 164).

„Biographisches Erzählen verlangt von der erzählenden Person, ihre *besondere* Geschichte zu präsentieren, sich dabei aber zugleich auf ein in bestimmten historisch-gesellschaftlichen Kontexten normiertes, kollektiv *geteiltes* Wissen darüber zu beziehen (und dieses zu bestätigen), wie eine Biographie, eine biographische Erzählung „normalerweise“ auszusehen hat“ (ebd.: 169, [Herv. i. O.]).

Einerseits kann das gerade beschriebene normierte Wissen über Biographie und Lebensverläufe die biographischen Narrationen durchziehen, andererseits zeigen sich in der Konstruktion von „Normalbiographien“ Brüche auf, die dabei implizit und paradox mit-erzählt werden. Somit werden diese „Brüche, Widersprüche und Veränderungen sozialer Gewissheiten“ (Dausien / Hanses 2017: 177) nicht als solche markiert, sondern Normalisierungen vorgenommen, wie bspw. „als normalisiertes Sprechen über Gewalt etc.“

(Rein 2020: 180). Dabei können Normalitätskonstruktionen eine „Strategie des Widerstandes“ (ebd.) sein, die somit in die biographische Narration einfließt. Dies wird u.a. deutlich im Erzählen über „Krankheit“ in der Biographie, weshalb ich dies als Exkurs beleuchten werde.

3.2.4 Exkurs: Biographische Narrationen über „Krankheit“ als das „ungelebte Leben“

Dieser Exkurs wird angeführt, um die Grundbegriffe der Biographieforschung auf ein Beispiel zu beziehen. Zudem sind die methodologischen Überlegungen zum „ungelebten Leben“ für die Biographieanalyse relevant. Denn „Krankheit“ als biographische Krise ist auch in dem biographisch-narrativen Interview präsent und steht in Beziehung zu den Perspektiven der Biographin auf die Tiere.

Wie bereits ausgeführt verweben biographische Narrationen Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. Die Beschäftigung mit „Krankheit“ in der biographischen Erzählung verweist im Besonderen auf die Zukunft des erzählenden Subjektes:

„Biographie wird nach Weizsäcker aus der Offenheit des Zukünftigen, und dabei nicht aus dem gelebten, sondern dem ungelebten Leben bestimmt [...]. Am Beispiel des Konzepts des ungelebten Lebens, des Nicht-zur-Wirklichkeit-Gewordenen, seiner Relevanz für das Pathische und für die Krisen in der Biographie des (erkrankten) Menschen wird deutlich, dass das Subjektive erst dann in seiner Bedeutung zu erfassen ist, wenn das vermeintlich Individuelle in einen sozialen Kontext gestellt wird.“ (Hanses 2011: 337-338)

Gerade in biographischen Krisen wird deutlich, wie die Biograph*innen selbst für sich das „ungelebte Leben“ konstruieren und mit Unerwartetem und Unbekanntem – wie einer Krankheit – umgehen bzw. den Umgang darstellen. Dabei kristallisiert sich in einer Biographieanalyse das subjektive Verhandeln des „Krankseins“ oder „Krankwerdens“ heraus, welches auf soziale Kontexte verweist und ggf. von den erzählenden Subjekten selbst in einen sozialen Kontext gestellt wird. Dabei kann – explizit oder implizit – „Krankheit“ selbst als Klassifikationskategorie und Konstruktion verhandelt werden.

Durch die Krankheit(en) oder Krankheitsphasen, kann diese „‘Arbeit am Selbst‘ (temporär) in eine Krise geraten“ (Dausien / Hanses 2017: 173). Mit der Krise in der „Arbeit am Selbst“ arbeiten biographiebezogene Praxisfelder. Somit können bspw. „die meisten

Psycho-Therapien [...] als Um-Sprech- und Um-Schreib-Versuche durchgemachter Erlebnisse verstanden werden“ (Fischer-Rosenthal 2016: 248).¹

Die Kategorisierung von „Krankheit“ und „[d]as ungelebte Leben ist somit ohne die soziale Bedeutungszuweisung und somit ohne gesellschaftliche Werte, kulturelle Deutungsangebote und diskursive Wissensbestände der jeweiligen Lebenswelten nicht zu haben.“ (Hanses 2011: 338) Folglich kommt es u.a. in der Analyse von Narrationen über „Krankheit“ auf die vorgebrachten Selbsttheorien an, sowie die Verweise auf gesellschaftliche Deutungen und Wissensbestände. Das Wissen des Subjektes um die eigene „Krankheit“, deren Verlauf sowie den eigenen Umgang damit kann als „lokales Wissen“ bezeichnet werden, welches in biographischen Interviews aufgespürt werden kann (ebd.: 344).

Damit schließe ich die Auseinandersetzung mit den Wissenskategorien. Es konnte biographisches Wissen als Wissen des Subjektes herausgearbeitet werden, welches an soziale Wissensbestände gebunden ist und diese somit als „Hintergrundwissen“ fungieren. Außerdem konnte biographisches von professionellem Wissen abgegrenzt und mit ihm ins Verhältnis gesetzt werden, da das biographische dem professionellen Wissen oftmals untergeordnet wird. Darüber hinaus konnte gezeigt werden, wie ein gesellschaftlich geteiltes Wissen in die biographisch-narrativen Interviews hineinwirken kann und dabei zur Konstruktion von „Normalbiographien“ und „Normalitätskonstruktionen“ beiträgt. Letztlich kann ein lokales Wissen markiert werden, welches auf individuelle Lebensverläufe und -erfahrungen mit bspw. „Krankheit“ verweist und somit das Subjekt deutlich hervortreten lässt. Dabei kann das lokale Wissen nicht losgelöst von sozialen Kontexten gedacht werden, sondern ist immer auch mit gesellschaftlichem Wissen verwoben. Illustriert an einem Beispiel bedeutet dies, dass in einer biographischen Narration von Erfahrungen mit Tieren erzählt und über diese reflektiert wird. Daran zeigen sich biographische Wissensordnungen in den individuellen Erfahrungen, die jedoch stark an gesellschaftliches Wissen angebunden sind. In diesem Sinne können u.a. anthropozentrische Sichtweisen, tierethische Haltungen oder ein Professionsverständnis eine Rolle spielen bei der narrativen Darstellung dieser Wissensordnungen. Somit zeigt sich

¹ In diesem Sinne ist Erzählen im Kontext von Psychotherapie dem des biographisch-narrativen Interviews ähnlich. Allerdings wirken die Erzählschwänge in der Interviewsituation dahingehend, eine kohärente, chronologische „Lebensgeschichte“ zu erzählen sowie Detaillierungen anzuführen, die zum Verständnis der interviewenden Person beitragen könnten. Während hingegen in psychotherapeutischen Verfahren – wie bspw. der Psychoanalyse – gerade die freie Assoziation und damit spontane Einfälle gefragt sind, die vordergründig keinen Zusammenhang aufzuweisen brauchen.

zugleich, wie das biographische Wissen mit dem Professionellen verwoben und von diesem in der Erzählung geformt sein kann. Dies wird in der Biographieanalyse weiter von Bedeutung sein.

4 Methodisches Vorgehen: die Einzelfallanalyse – vom Besonderen zum Allgemeinen

Dieses Kapitel stellt das methodische Vorgehen dieser Forschungsarbeit dar. Die methodologischen und theoretischen Überlegungen der vorangehenden Kapitel haben dabei den Forschungsprozess der vorliegenden Einzelfallanalyse geleitet. Zunächst wird kurz der Erkenntnisgewinn durch eine Einzelfallanalyse eines biographisch-narrativen Interviews dargelegt. Darauf folgend wird in diese Erhebungsmethode eingeführt. Anschließend wird der Forschungsprozess beschrieben, wobei der Feldzugang, die Auswahl der Interviewpartner*innen, die Interviewsituation und der Auswertungs- sowie der Interpretationsprozess dargestellt werden. Ziel ist es dabei zum einen den Forschungsprozess nachvollziehbar zu machen und zum anderen Implikationen des Forschungsvorhabens und den Verlauf der Forschung offen zu legen. Diese formen den gesamten Forschungsprozess mit, von der Art des Anschreibens und Auswahl der Interviewpartner*innen, über den Gesprächsverlauf bis hin zur Auswertung des Materials. Damit nimmt dieser Verlauf gewichtigen Einfluss auf die Forschungsergebnisse.

Die Einzelfallanalyse von biographisch-narrativen Interviews beschäftigt sich mit der Biographie einer Einzelperson und u.a. mit deren Anknüpfungspunkten zu anderen Subjekten (Menschen und Tieren). Diese sozialen Interaktionen werden aus der Perspektive der Biograph*innen geschildert. Festzuhalten ist – wie in der methodologischen Auseinandersetzung bereits angeklungen –, dass es sich bei den Narrationen um Konstruktionen des Selbst und der Interaktionen handelt und somit keine deckungsgleiche Nacherzählung des Erlebten abbildet. Der Gewinn besteht darin, dass sich durch das biographisch-narrative Interview Einblicke in die Innensicht eines Lebenslaufs bieten (Dausien / Hanses 2017: 174). Zugleich sind diese biographischen Konstruktionen voller Verweise auf „das Allgemeine“ (Rein 2020: 167). Das biographische Wissen „ist an die Person gebunden, verweist aber auf objektivierbare gesellschaftliche Strukturkategorien“ (Traue 2006, S. 1569). Demnach verweist der Einzelfall auf gesellschaftliche

Kategorisierungen und Konstruktionen, die durch Biographieforschungen herauszuarbeiten sind. Dabei gilt es „die *Gesellschaftlichkeit im Konkreten*, ‚am Fall‘ und ‚durch den Fall hindurch‘ zu rekonstruieren“ (Dausien 2016: 37). Zu reflektieren ist dabei, dass die Re-Konstruktion der Forschungsarbeit selbst in Konstruktionslogiken eingebunden ist (Dausien 2002: 168).

4.1 Das biographisch-narrative Interview als Erhebungsmethode

Das biographisch-narrative Interview ist eine von Fritz Schütze in den 1970er Jahren vorgestellte Erhebungsmethode, welche in der qualitativen Sozialforschung und damit auch in der Biographieforschung eine verbreitete Anwendung findet (Loch / Rosenthal 2002: 221). Entgegen der hypothesengeleiteten Datenerhebung wird hier auf das „Prinzip der Offenheit“ (ebd.) gesetzt, wodurch sich das Interview „zunächst an den Relevanzen der Gesprächspartnerinnen bzw. -partner und deren alltagsweltlichen Konstruktionen orientiert“ (ebd.). Das Fundament der Methode bildet daher, dass die narrative Gesprächsführung durch die interviewte Person selbst gestaltet werden kann. Dies schafft einen offenen Rahmen die „Lebensgeschichte“ zu erzählen. Damit kommen die relevanten Themen der interviewten Person auf und die Gesprächsinhalte orientieren sich (möglichst) nicht an den Themensetzungen der Forschenden (vgl. ebd.). Um den Fokus auf die biographischen Konstruktionen in der Narration zu unterstreichen, werde ich von der interviewten Person oftmals als Biographin sprechen. Damit ist der performative Akt betont, die Biographie durch die Erlebende selbst in der Interviewsituation herzustellen, während der Begriff der „interviewten Person“ eher die Interviewerin mit ihren Fragestellungen in den Blick nimmt.

Die Erhebungsmethode bedient sich der Alltagskompetenz des Erzählens, welche vor allem durch die offene Erzählaufforderung zu Beginn des Interviews evoziert wird (vgl. ebd.). Dabei werden die Biograph*innen seitens der Forschenden gebeten, ihre „Lebensgeschichte“ zu erzählen (ebd.: 227). Daran schließt – ggf. nach einer kurzen Aushandlung des Interviewrahmens – die Haupterzählung an. Hier „positionieren sich [...] die Erzählenden durch die Kreation ihrer eigenen – biographischen – Wirklichkeit“ (Hanses 2011: 334). Dabei wird die Narration durch Erzählpzwänge strukturiert, wozu Schütze den Gestaltschließungs-, den Kondensierungs- und den Detaillierungszwang zählt (Schütze 1976: 224-226). Zusammengenommen wirken diese auf die Biograph*innen ein, bei der Aufgabe eine interpersonell verständliche Lebensgeschichte in einer begrenzten Zeit zu

erzählen. Der *Gestaltschließungszwang* trägt dazu bei, einen Gesamtzusammenhang in der Narration herzustellen, indem alle wichtigen Teilaspekte miterzählt werden (Schütze 1976: 224). Dadurch entsteht der Zwang angefangene „Geschichten“ zu Ende zu erzählen. Ansonsten wäre die Erzählung womöglich unverständlich. Aufgrund der begrenzten Zeit von wenigen Stunden (an einem oder auch mehreren Terminen) sorgt der *Kondensierungszwang* dafür, das nötige Ereignisgerüst zu erzählen, doch ansonsten sich auch weitgehend darauf zu beschränken (ebd.). Dabei wird das Relevanzsystem der Biograph*innen deutlich, da sie für sich Relevantes gegenüber weniger Wichtigem auswählen müssen (Rosenthal 2015: 155). Der *Detaillierungszwang* stellt „kausale und motivationale Übergänge zwischen den Ereignisknotenpunkten“ (ebd.: 225) her. Die Details in der Erzählung machen die erlebten Verknüpfungen zwischen einzelnen Ereignissen deutlich, um die Narration für die zuhörende Person nachvollziehbar zu machen.

Die Interviewphase der Haupterzählung endet mit einer Erzählkoda (Schütze 2016: 57), die sich im vorliegenden Interview wie folgt darstellt:

D: So, ich glaub, jetzt hab ich aber wirklich

I: ((schmunzeln))

D: all mein ((lacht)) /(lachend) all mein, weiß ich nicht was, rausgehauen. /

(Transkript: 754-758)

Diese Passage wird in Kapitel 5.3 analysiert. Methodisch folgt als nächste Phase des Interviews der erzählinterne und der erzählexterne Nachfrageteil. Die Fragen der Forschenden in ersterem orientieren sich an dem „Thematisierten und damit an den Relevanzen der Interviewten“ (Loch / Rosenthal 2002: 229). Dabei werden Rückfragen entlang der sequenziellen Erzählung der Lebensgeschichte gestellt, welche unterschiedliche Fragetypen beinhalten können (vgl. ebd.: 230). Die erzählexternen Nachfragen orientieren sich i.d.R. stärker am Forschungsinteresse, um Erzählungen über Themen zu generieren, die bisher nicht von den Biograph*innen selbst angesprochen wurden (ebd.). In dieser Phase des Interviewabschlusses können ggf. Folgetermine vereinbart werden.

4.2 Feldzugang und Auswahl der Interviewpartner*innen

Nachdem nun in die Erhebungsmethode eingeführt wurde, wird im Folgenden der konkrete Forschungsprozess beschrieben. Zunächst werden der Feldzugang und die Auswahl der Interviewpartner*innen dargelegt.

Der Feldzugang für die Akquise von Interviewpartner*innen wurde über die Social Media Plattform Facebook realisiert. Zwar bestanden Kontakte aus dem privaten und beruflichen Umfeld der Forscherin, diese standen ihr jedoch persönlich zu nah, um sie nach dem Prinzip der Offenheit für ein biographisch-narratives Interview nutzen zu können. Hierbei wäre die notwendige innere Distanz für beide Interviewpartner*innen nicht gegeben, um die Perspektive der Biograph*innen unbeeinflusst zu lassen. Das Vorwissen der Interviewpartner*innen über die persönlichen und fachlichen Perspektiven der Forschenden auf Tiere hätte diese womöglich am offenen Erzählen gehindert, wodurch diese ihr Relevanzsystem ggf. stärker an deren Annahmen über das der Forschenden angepasst hätten. Die Suche über die Social Media Plattform ermöglichte es trotz des Lockdowns, welcher bedingt durch die Covid-19-Pandemie (Dezember 2020) in weiten Teilen des deutschsprachigen Raums angeordnet wurde, einen digitalen Raum zu identifizieren, in dem das Gesuch, sowie das spätere Interview sicher seinen Platz finden konnten. Über den digitalen Weg konnte die Problematik einer potentiellen Ansteckung durch direkten persönlichen Kontakt ausgeschlossen werden. Gleichzeitig konnte vermutet werden, dass Personen, die sich auf entsprechenden Plattformen bewegen und ansprechbar sind, auch über die entsprechende Medienkompetenz verfügen zur Realisierung eines Interviews in digitaler Form. Für die Verbreitung des Aufrufs war es ebenfalls hilfreich, da die Reichweite von klassischen Aushängen im physischen Raum wesentlich geringer ausfällt, als dies online der Fall ist. Mit wenigen Klicks können Nutzer*innen dort den Aufruf an Bekannte weiterleiten. Auch die Platzierung der Interviewanfrage kann seitens der Forschenden spezifischer erfolgen.

Die Interviewanfrage stellte die Forscherin über ihren privaten Facebook-Account in mehrere deutschsprachige Gruppen, in denen neben anderen Inhalten „tiergestützte Therapie“ thematisiert wird. Photographien von Tieren wurden zuvor aus dem Account der Forscherin entfernt, um die Wahrscheinlichkeit von Vorannahmen z.B. über die Wahl der Tierspezies oder den Umgang mit Tieren bei potentiellen Interviewpartner*innen zu verringern. Auch wenn natürlich unklar ist, welchen Einfluss der Facebook-Algorithmus auf die Sichtbarkeit der Interviewanfrage nahm, so wurden zumindest jene möglichen forschungspraktischen Schritte getan, die im Einflussbereich der Forschenden lagen. Die Vorannahmen der Interviewpartner*innen über die Perspektive und den Umgang der Forschenden mit Tieren konnte somit gering gehalten werden.

Das Anschreiben richtete sich an „tiergestützt arbeitende Therapeut*innen, die Lust haben sich zu ihrem Lebensweg interviewen zu lassen.“ (Protokoll Kontaktaufnahme: 22-23) Zudem wurde im Anschreiben darauf verwiesen, dass die Forschung im Rahmen einer Masterarbeit am Institut für Bildungswissenschaft an der Universität Wien durchgeführt wird. Forschungsethisch ist bei dem sozialen Netzwerk Facebook zu bedenken, dass die sogenannten „privaten Nachrichten“ von Facebook gespeichert werden. Deshalb wurde im Anschreiben eine Email-Adresse zur Kontaktaufnahme angegeben, die über den Server der Universität Wien verwaltet wird. Diese Möglichkeit hat allerdings keine der fünf Interessierten genutzt, was als Beweis dafür gesehen werden kann, dass die Interessent*innen nicht nur auf das Anschreiben, sondern auch auf das Facebook-Profil der Forschenden zugegriffen hatten, um darüber eine direkte Nachricht zu senden. Die weiter oben erwähnte Löschung der Profilbilder war rückblickend in hohem Maße sinnvoll, um den Interviewverlauf nicht zu präformieren. Mit vier Personen kam ein Interviewtermin zustande, von denen drei mit Tieren therapeutisch arbeiten und eine therapeutische Selbsterfahrung in der pferdegestützten Therapie hat. Um die methodologisch angestrebte Offenheit im Forschungsprozess zu praktizieren, wurde vorab keine Selektion der Interviewpartner*innen vorgenommen – wie z.B. nach Dauer der beruflichen Erfahrung, fachlicher Qualifikation oder Wahl der Tierspezies für die Therapien. Nach der Erhebungsphase fand eine Auswahl dahingehend statt, welche(s) Interview(s) zu einer detaillierten Auswertung herangezogen werden, um der Forschungsfrage umfassend nachzugehen. Aufgrund des Forschungsinteresses, die Erfahrungen tiergestützt *arbeitender* Therapeut*innen und deren Perspektive auf die Tiere in der Therapie zu erheben, kommen für die Auswertung zunächst die drei Interviews mit den tiergestützt arbeitenden Therapeutinnen in Frage. Davon ist ein Interview besonders herausgestochen, welches daher zur Biographieanalyse herangezogen wird: erstens hat Diana Strobl das Forschungsinteresse der Forschenden bereits bei der Kontaktaufnahme in besonderem Maße geweckt, indem sie sich selbst als „pferdegestützte Psychotherapeutin (Grundständiger Beruf: Psychologin)“ (Protokoll Kontaktaufnahme: 33-34) positioniert. Denn in der psychotherapeutischen Arbeit mit Tieren schätzt die Forscherin einerseits die Auseinandersetzung der Therapeut*innen mit der Wirkung der Tiere auf die Psyche der Menschen und andererseits die Aushandlung der Tiere als physikalische sowie soziale Objekte als sehr präsent ein. Denn auf diese Aushandlung wird bereits in der Fachliteratur hingewiesen (Nimer / Lundahl 2015: 226; Ewing et al. 2007: 61). Hingegen bei der physiotherapeutischen Arbeit wird die Perspektive der Therapeut*innen tendenziell in

Richtung der physikalischen Objekte vermutet, da der Einfluss der Tiere oftmals an der Wirkung auf den menschlichen Bewegungsapparat fokussiert wird (vgl. Nimer / Lundahl 2015). In der Literatur zur pferdegestützten Physiotherapie wird bspw. der positive Einfluss des Gangbildes der Pferde auf den Körper der Klient*innen betont (vgl. Ewing et al. 2007).

Zweitens ist das biographisch-narrative Interview mit Diana Strobl die deutlich umfassendste Erzählung aller geführten Interviews im Zuge dieser Forschungsarbeit. An zwei Gesprächsterminen kamen fünfeinhalb Stunden Tonaufnahme mit Erzählungen, Beschreibungen und Argumentationen zusammen. Drittens wurde die Interviewerin während der Interviews in der forschenden Rolle am meisten herausgefordert. Denn das lebendige Erzählen Diana Strobls über ihren Lebensweg, die Erfahrungen mit Tieren und deren Trainer*innen weisen einige Parallelen zu biographischen Erfahrungen der Forschenden auf. Insofern war diese häufig gefordert in der Rolle der offenen Zuhörenden zu bleiben, und keine Fachdiskussionen zu führen. Um die Forschungsperspektive und -haltung wahren zu können, schlägt die Forschende nach knapp drei Stunden biographisch-narrativen Interviews vor, einen Folgetermin zu vereinbaren (Transkript: 2292). Zu diesem Zeitpunkt befand sich das Interview in der Phase des internen Nachfrageteils. Weiteres zum Verlauf des Interviews wird in Kapitel 5.3 beschrieben. An dieser Stelle stützt das situative Erleben der Interviewerin die Argumentation zur Auswahl dieses Interviews für die Biographieanalyse. Dazu ist bisher die Faszination der Forschenden für den Inhalt und den Prozess der Erhebung dieses Materials deutlich geworden. Somit liegt die Konzentration auf dieses Interviewmaterial für die Auswertung nahe, um den verschiedenen Facetten in Diana Strobls Erzählung und Perspektiven auf die Tiere in der Therapie nachzugehen, welche in Kapitel 6 herausgearbeitet und dargestellt werden. Insofern wird die Auseinandersetzung mit der Forschungsfrage umfassender durch eine eingehende Beschäftigung und Analyse mit dem singulären Einzelfall und dessen Auswertung hinsichtlich des „Allgemeinen“ darin, anstatt durch das Einbeziehen weiterer Interviews.

Zur Durchführung des Interviews wurden verschiedene Medien zur (Video)Telefonie zur Auswahl gestellt, die entweder eine höhere Datensicherheit garantieren, durch die Nutzung eines Servers der Universität Wien, oder der Biographin selbst womöglich vertrauter in der Anwendung sind. Ähnlich wie bei der Wahl eines physischen Ortes für ein Interview, ist die Vertrautheit mit einer Software als hilfreich für die

Interviewsituation anzusehen. Auf Wunsch Diana Strobls wurde das Interview über den Videotelekommunikationsanbieter *Skype* durchgeführt. Zur erhöhten Datensicherheit wurde die Audiospur außerhalb der Anwendung *Skype* aufgenommen und passwortgeschützt gespeichert. Zum gesamten Forschungsprozess von der Erhebung, über die Sicherung der Daten bis hin zur Auswertung gab die Biographin ihr informiertes Einverständnis.

4.3 Der Auswertungs- und Interpretationsprozess

Bei der Analyse biographisch-narrativer Interviews werden im Allgemeinen drei Darstellungsformen unterschieden: Erzählung, Beschreibung und Argumentation (Loch / Rosenthal 2002: 225). Durch das Prinzip der Offenheit und die Erzählaufforderung zu Beginn des Interviews (vgl. ebd.: 226 ff.) soll zum Erzählen angeregt werden, da „Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen näher am Handlungsgeschehen und damit näher am Erleben in der Vergangenheit sind als Beschreibungen oder Argumentationen“ (ebd.: 224). Somit sind bei ersteren „Gefühle, Kognitionen oder [...] Selbsttheorien“ (ebd.: 225) präsent, während Beschreibungen routinierte Handlungsabläufe enthalten. „Ferner enthalten Argumentationen einen hohen Anteil von (scheinbar) Allgemeingültigem“ (ebd.). Demnach gilt es in der Biographieanalyse die Konstruktionen im scheinbar Allgemeingültigen zu bergen, sowie das erlebte Handlungsgeschehen in den Erzählungen im Hinblick auf die Forschungsfrage zu untersuchen.

Dazu wurde die Tonaufnahme des Interviews zunächst gewissenhaft und vollständig transkribiert, um eine Textinterpretation zu ermöglichen. Darüber hinaus sind alle Eigennamen und personenbezogenen Daten anonymisiert bzw. pseudonymisiert, wodurch die Möglichkeiten vermindert werden, Rückschlüsse auf die interviewte Person zu ziehen. Zusätzlich wurden besondere Modulationen, Para- und Nonverbales sowie Pausen mittranskribiert (siehe Transkriptnotationen im Anhang), sodass das Textdokument den Redefluss bzw. Unterbrechungen dessen transportiert. Somit werden diese in die Interpretation miteinfließen. Für die Interpretationen wird das gesamte Interview herangezogen, wobei vor allem die Textpassagen besonders relevant sind, die entweder die „Gesamtgestalt“ (Schütze 1984: 81) der Biographie herausstellen – wie z.B. Beginn und Ende der biographischen Narration – oder die Perspektiven der Biographin auf die Tiere in der Therapie.

Die Textpassagen werden mithilfe zweier Interpretationsgruppen und in Einzelarbeit analysiert. Dieses rekonstruktive, explorierende Vorgehen stellt als „systematische Analyse von Narrativen [...] einen Zugang zu den subjektiven Erfahrungen und den Welt- und Zeitentwürfen der erzählenden Person“ (Langer / Ahmad 2018: 177) dar. Die erste Interpretationsgruppe besteht als „Interpretationswerkstatt“ aus einem interdisziplinären Team. Somit werden „unterschiedliche theoretische und disziplinäre Bezüge“ (Allert et al. 2014: 293) zusammengebracht, wodurch es zu einer „Vervielfältigung der Perspektiven“ (ebd.: 297) kommt. Dazu führt die Interpretationsgruppe eine kleinteilige sequentielle Analyse des Interviewmaterials durch. „Diese Art des Arbeitens ist sehr dazu angetan, Dinge, die unklar sind, die offen sind, die hinterfragt werden müssen, zu bearbeiten, d. h. Mehrdeutigkeit und Komplexität zu ertragen und aus ihr zu lernen“ (ebd.: 294). Die zweite Interpretationsgruppe wird Erkenntnisse aus der ersten ergänzen. Jene orientiert sich an der Methode der Tiefenhermeneutik. Hierbei werden – angelehnt an das Vorgehen von Psychoanalytiker*innen – längere Abschnitte des Transkriptes gelesen und dabei mit gleichschwebender Aufmerksamkeit verfolgt. Somit wird das Interviewgeschehen als ein „präsentatives Symbolsystem betrachtet, das in seiner Ganzheit auf die Zuhörer_innen einwirkt.“ (König 2019: 31). Anschließend werden zunächst freie Assoziation der Interpretierenden gesammelt. Dabei treten „Ungereimtheiten und Widersprüche“ (ebd.) in Form von Irritationen zutage. Gerade divergierende Assoziationen, Überlegungen und Deutungen leiten hin zum latenten Sinngehalt der Erzählung. „Während sich die Subjekte über sozial akzeptierte Lebensentwürfe auf der manifesten Bedeutungsebene sozialen Interagierens verständigen, verbannen sie sozial anstößige Lebensentwürfe auf eine latente Bedeutungsebene der jeweiligen Lebenspraxis.“ (ebd.) Somit treten bei dieser Auswertungsmethode verstärkt die Übertragungen und Muster der Beziehungsgestaltung hervor, deren Analyse gewinnbringend für den Blick der Therapeut*innen auf deren Zusammenarbeit mit den Tieren ist. Entstandene Interpretationen aus den Interpretationsgruppen und der Einzelarbeit werden in der Biographieanalyse (Kapitel 6) in Bezug zu den Interviewpassagen rekonstruiert. Auf dieser Basis kann das „Allgemeine“ am „Besonderen“ herausgearbeitet werden.

5 Falldarstellung: Diana Strobl

5.1 Kurzbiographie

Im Interview beschreibt Diana Strobl ihre formale Schullaufbahn in Deutschland von der Grundschule über das Gymnasium, die mit dem Abitur ihren Abschluss findet. Anschließend möchte sie Psychologie studieren. Da ihre Abiturnote aufgrund des Numerus clausus nicht ausreicht zur Annahme an einer Präsenzuniversität, studiert sie im ersten Semester an einer Fernuniversität. Als Fernstudentin fehlt ihr allerdings der Kontakt zu anderen Studierenden vor Ort. Außerdem beginnt sie das Studium mit dem Berufswunsch Therapeutin zu werden. Die Fächerzusammensetzung an der Fernuniversität, die keine klinische Psychologie lehrt, qualifiziert sie nicht ausreichend für die anschließende Therapieausbildung. Daher bewirbt sie sich im ersten Semester als „Ortswechslerin“ an der Universität ihrer Heimatstadt (A-Stadt) und wird angenommen. Durch den unterschiedlichen Aufbau des Curriculums kann sie sich keine Leistungen anrechnen lassen und beginnt daher von vorne Studienleistungen zu erwerben. Doch ansonsten kann Diana Strobl bis kurz vor dem Abschluss des Bachelorstudiums „ganz normal“ (Transkript: 92) studieren. Dann erkrankt sie durch einen Zeckenstich an Neuroborreliose. Die Diagnose bleibt über ein Jahr unklar, währenddessen sie teilweise weiterstudieren kann. Für weitere zweieinhalb Jahre muss sie ihr Studium aus gesundheitlichen Gründen unterbrechen. Während ihrer Krankheitsphase entsteht der Wunsch, nach der Genesung mit Pferden zu arbeiten. Schon als Kind hat sie gerne ihre freie Zeit an Reitställen verbracht und dort Reitunterricht erhalten. Daher nutzt sie die Zeit, in der es ihre Krankheit zulässt, um sich über Pferde zu belesen und einen Reitstall zu besuchen, den sie selbstständig mit öffentlichen Transportmitteln erreichen kann. Außerdem kauft sie sich ihren ersten Hund, einen Chihuahua.

Nach ihrer Genesung nimmt Diana Strobl ihr Bachelorstudium wieder auf. Währenddessen absolviert sie die Ausbildungen zur klientenzentrierten Gesprächstherapie nach Rogers und zur systemischen Beraterin. Zwischenzeitlich heiratet sie und geht für das Masterstudium in Psychologie nach B-Stadt, wo ihr Mann arbeitet. Sie selbst arbeitet im Rahmen eines Praktikums für einen Professor der Hypnotherapie. Bei ihm bekommt sie einen der begehrten Ausbildungsplätze zur Hypnotherapeutin. Um diese für Klient*innen anbieten zu können, müsste Diana Strobl allerdings eine Approbationsausbildung absolvieren. Eine davon ist die zur Psychoanalytikerin, die sie sich seit längerem überlegt.

Seit dem Umzug nach B-Stadt ist es Diana Strobl durch räumliche und finanzielle Ressourcen möglich, Pferde zu halten und mit ihnen zu arbeiten. Mit ihnen bietet sie pferdegestützte Therapie und Coaching an. Ihre Ausbildungen kann sie dabei einfließen lassen und bekommt von ihren Ausbildungskolleg*innen aus der Hypnotherapie zudem Klient*innen vermittelt. Außerdem hat sie bereits mehrere Jahre in Folge einen Ausbildungskurs zur pferdegestützten Therapie mitorganisiert und nimmt regelmäßig an Seminaren zu pferdegestütztem Arbeiten teil. Dadurch erweitert sie ihr Wissen und Können in der Arbeit mit den Pferden.

Zu Beginn ihrer pferdegestützten Therapiearbeit hat sie ihr erstes Pferd in einem Pensionsstall eingestellt, in der es in einer Herde mit anderen Pferden zusammenlebt. Dort arbeitet Diana Strobl mit ihren Klient*innen meistens in der Pferdeherde. Bei einem Zwischenfall während einer Therapieeinheit wird ihr Pferd von einem anderen getreten. Diana Strobl führt dies auf die Übertragung von Meinungsverschiedenheiten zwischen ihr und der anderen Besitzerin auf die Pferdeherde zurück. Daher beschließt sie einen eigenen Stall zu pachten und diesen gemeinsam mit ihrem Mann zu führen. Dort arbeitet sie mit den Klient*innen weiterhin in einer Pferdeherde, die inzwischen aus drei eigenen Pferden und einem eingestellten Pferd besteht. Diese hat sie nach und nach im Ausland erworben. Im vergangenen Jahr hat sie zusätzlich vier Fohlen, die ansonsten geschlachtet worden wären, aufgenommen, um sie an Interessierte weiter zu vermitteln.

5.2 Aushandlung des Interviewrahmens und Verlauf

Im Folgenden wird nun der Verlauf des Interviews inklusive der Aushandlung des Interviewrahmens geschildert. Die Beschreibung der Atmosphäre und Gestaltung der sozialen Interaktion der Interviewpartnerinnen können insbesondere für die Interpretation in Kapitel 6 hilfreich sein.

Als die Verbindung steht, ist gleich zu Beginn Hundebellen zu hören. Diana Strobl versichert sich, ob die Interviewerin sie gut verstehen würde. Daraufhin erwidere diese mit einem Lachen, dass sie und ein Hund gut zu hören sei. Das nimmt Diana Strobl zum Anlass sich woanders hinzusetzen, um weiter von den Hunden weg zu sein. Anschließend wird erneut geprüft, ob eine störungsfreie Aufnahme der Interviewsituation dadurch gewährleistet ist. Anschließend informiert die Interviewerin noch einmal darüber, dass das Interview aufgezeichnet wird. Dabei ist es der Forschenden wichtig darauf hinzuweisen,

dass sie nur den Ton nicht das Bild aufnimmt. Da das Interview über eine Webplattform abgewickelt wurde, die über eine integrierte Aufnahmefunktion verfügt, welche aber aus Datenschutzgründen explizit nicht verwendet wurde. Hierfür wurde ein Audiosetup verwendet, das den übertragenen Ton mittels eines externen, digitalen Aufnahmegerätes aufzeichnet. Die Interviewte stimmt der Tonaufzeichnung nochmals zu wodurch das implizite Einverständnis zur anschließenden Interviewsituation gesichert ist. Die Interviewende beginnt mit der Erzählaufforderung entsprechend der methodischen Vorgaben von Loch und Rosenthal (2002: 227)². Daraufhin folgt eine Aushandlung des Interviewrahmens:

D: Und (1) unter irgend'nem bestimmten Gesichtspunkt oder was (1) also interessiert dich da? Also weil (1) () jetzt anfangen, wo ich geboren wurde. [Aber]

I: [Ja.]

D: ähm (1) was (.) was hattest du_ also (1) an welchen Rahmen hattest du gedacht?

I: Ähmmm mich interessiert alles, was dir wichtig ist zu erzählen. Also es ist (.) ganz offen (1) erstmal. ((lacht))

D: Okay, das ist jetzt äh (2) überfordernd. ((lacht))

(Transkript: 54-60)

Die Interviewte fragt nach einer Rahmung des Interviews und der Erzählung der Lebensgeschichte. Dabei wird nach dem Interesse der Interviewerin gefragt, welches bisher scheinbar unklar geblieben ist. Diana Strobl hat bisher die Informationen, die aus dem Anschreiben und einem knappen Schriftverkehr hervorgehen. Dabei wurde die Fragestellung der Forschungsarbeit erwähnt. Daher kann diese Rückfrage so gedeutet werden, dass die Biographin selbst den Zusammenhang zwischen dem Forschungsinteresse und der offenen Erzählaufforderung nicht herstellen kann. Womöglich hätte sie sich hierbei konkretere, standardisierte Fragen entlang des Forschungsinteresses erwartet, ähnlich wie bei alltagsweltlichen, medialen Interviews. Die biographische Erzählung bei dem eigenen Geburtsort zu beginnen, schlägt sie zwar vor, geht jedoch auf die Bestätigung der Interviewerin nicht ein. Somit kann der Vorschlag bei der eigenen Geburt zu beginnen als ironisch aufgefasst werden. Das angesetzte „aber“ lässt eine Argumentation erwarten, die die eigene Geburt als Beginn der Erzählung als sinnhaft infrage stellt.

Der wiederholten Nachfrage nach einer Strukturierung des Interviews wird seitens der Interviewerin nicht nachgekommen. Stattdessen bekräftigt diese das Interesse an Erzählungen, die der Biographin selbst wichtig sind zu erzählen. Zudem unterstreicht sie die

² Siehe hierzu auch Kapitel 4.1 dieser Arbeit.

Offenheit der biographischen Interviews, welche jedoch eingeschränkt wird durch die Ergänzung von „erstmal“. Die Interviewerin scheint damit von einer folgenden Struktur des Interviews zu wissen, die der Interviewten an der Stelle vorenthalten wird. Die Aushandlung unterstreicht die Interviewsituation als soziale Herausforderung, aus dem Stegreif mit Erzählungen über ihre Lebensgeschichte zu beginnen. Schließlich entscheidet sich die Biographin, einen knappen Überblick über ihre Bildungslaufbahn zu geben und markiert damit den Anfang der Haupterzählung. Dieser Interviewpassage widmet sich im Folgenden Kapitel 6.1.

Nach der Aushandlung des Interviewrahmens über die Haupterzählung hinweg wirkt die Stimmung gelöst. Diana Strobl erzählt durchgehend aus ihrem Leben. Dabei treten keine Störungen von außen auf.

Das Ende der Haupterzählung markiert die Biographin nach gut einer Stunde mit den Worten:

D: So, ich glaub, jetzt hab ich aber wirklich

I: ((schmunzeln))

D: all mein ((lacht)) /(lachend) all mein, weiß ich nicht was, rausgehauen. /

(Transkript: 754-758)

Anschließend lachen beide Interviewpartnerinnen. Die Formulierung „alles rausgehauen zu haben“ klingt danach, als gäbe es nichts weiter zu sagen. Es ist alles gesagt. Außerdem kann es auf die Anstrengung hinweisen, die es die Biographin gekostet hat, diesen Kraftakt zu vollbringen, die Lebensgeschichte zu erzählen. Zudem schwingt Stolz und Erleichterung mit, nach der anfänglichen Überforderung durch die Interviewsituation ins Erzählen gekommen zu sein. Das beidseitige Lachen unterstreicht auf der Metaebene den Eindruck viel geschafft zu haben. Es bleibt offen, was das Alles ist, was Diana Strobl „rausgehauen“ hat. Bezieht sie sich dabei auf Wissen, auf ihr Leben, ihr Denken? Ihre Emotionen?

Mit der Erzählkoda endet die Haupterzählung, nachdem auch nach einer Gesprächspause nichts ergänzt wird, und es setzt dort der interne Nachfrageteil an. Dieser erstreckt sich über die folgenden zwei Stunden des ersten Interviewtermins sowie in den zweiten hinein. Er ist geprägt von kurzen Rückfragen der Interviewerin, die wiederum Erzählungen von jeweils über einer halben Stunde evozieren. Dies führt die Biographin selbst auf die Technik der freien Assoziation zurück, die in der psychoanalytischen Therapie angewendet

wird.³ Hierbei scheint sie auf ihr fachliches und evtl. biographisches Wissen bzgl. der psychoanalytischen Technik der freien Assoziation zu verweisen und dies mit dem Prinzip der offenen Erzählaufforderungen und erzählgenerierenden Nachfragen zu vergleichen. Nach dieser Bemerkung stimmen die Interviewpartnerinnen wiederum in ein geteiltes Lachen ein. Dies legt auch an dieser Stelle den Schluss nahe, hier läge ein geteilter Wissensbestand zu psychoanalytischen und therapeutischen Methoden vor.

Der externe Nachfrageteil erfolgt ausschließlich am zweiten Interviewtermin. Da die biographische Analyse aus beiden Interviewteilen von insgesamt fünfeinhalb Stunden den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, wird der zweite Teil des Interviews im Folgenden nur in Auszügen aufgegriffen. Deren Auswahl ergibt sich durch die Forschungsfrage und um die „Gesamtgestalt“ der biographischen Narration erfassen.

6 Biographieanalyse - „Die gute Zeit hab‘ ich dann immer mit Tieren verbracht“

Die Biographieanalyse folgt dem sequenziellen Verlauf von Diana Stobls Haupterzählung. Dieser entspricht weitgehend dem chronologischen Ablauf der lebensgeschichtlichen Ereignisse. Dabei werden Sequenzen des Interviews für die Interpretation ausgewählt, um die „Gesamtgestalt“ (Schütze 1984: 82) der Lebensgeschichte darzustellen und zugleich für die Forschungsfrage relevante Aspekte herauszuarbeiten. Dabei folgt die Biographieanalyse zunächst dem Relevanzsystem der Biographin, weswegen zunächst der Beginn der biographischen Narration interpretiert wird. Darin werden *Konstruktionen einer „Normalität des Studierens“ gegenüber dem Studium unter Krankheitsbedingungen* deutlich. Anschließend wird die Relevanz dieser Krankheitsphase für den beruflichen Zukunftsentwurf – therapeutisch mit Pferden zu arbeiten – der Biographin herausgearbeitet (Kapitel 6.2). Anschließend werden Bedeutungskonstruktionen nachgezeichnet, die Diana Strobl anhand der Verortung von sich und den Pferden vollzieht. In Kapitel 6.4 wird die professionelle Verortung der Biographin im Feld der

³ D: Ich hatte nur gesagt, dass is äähm_ (2) wenn man jemanden so frei assoziieren lässt, das kann ähm ((lacht))

I: ((schmunzelt))

D: das kann lang dauern (2), bis derjenige dann wieder aufhört zu reden.
(Transkript: 1818-1823)

tiergestützten Therapie dargestellt, wobei die Perspektiven auf die Pferde u.a. als „Vorbilder“ oder „Heilende“ verhandelt werden.

6.1 Konstruktion einer „Normalität des Studierens“ gegenüber dem Studium unter Krankheitsbedingungen

Zu Beginn der Haupterzählung verweist Diana Strobl des Öfteren auf das „Normale“ in ihrer biographischen Erzählung. Damit konstruiert sie während der Interviewsituation rückwirkend Normalität. Dieser Konstruktion wird im Folgenden nachgegangen.

In der Aushandlung des Interviewrahmens beschreibt Diana Strobl die Interviewsituation und die Aufforderung, eine Lebensgeschichte zu erzählen als überfordernd – wie in Kapitel 5.3 dargestellt. Anschließend folgen die ersten Verweise auf die Lebensgeschichte, welche den Beginn der Haupterzählung markieren:

D: ich bin äh ganz normal in die Schule gegangen (1) ins (.) in die Grundschule. Dann bin ich äh auf's Gymnasium gekommen. Dann hab ich äh meinen Abschluss gemacht also mein Abitur in Deutschland.

(Transkript: 65-68)

Hierbei wird chronologisch eine formale Schullaufbahn beschrieben. Diese wird als „normaler“ Weg dargestellt. Somit konstruiert die Biographin Normalität, indem sie beschreibt „normal in die Schule gegangen“ zu sein. Dies lässt im weiteren Verlauf der Lebensgeschichte etwas „Besonderes“ außerhalb der Norm erwarten. Hervorzuheben ist, dass die Biographin ein Aktiv verwendet, um das Gehen in die Grundschule zu beschreiben und anschließend ins Passiv wechselt, indem sie „auf's Gymnasium gekommen“ ist. Somit konstruiert sich Diana Strobl in der weiterführenden Schule nicht als Akteurin. Dies könnte mit der Konstruktion einer Normalbiographie in Verbindung stehen, indem angenommen wird, dass „ganz normal“ eine Schulstufe auf die andere folgt sowie das Gymnasium auf die Grundschule.

Anschließend wird der höchste Schulabschluss, das Abitur, angesprochen. Diese Bezeichnung wird spezifiziert durch „in Deutschland“. Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass sich die Forschende an der Universität Wien verortet hat, was aus dem Anschreiben und der Einverständniserklärung für das Interview hervorgeht.

In dieser Interviewpassage folgen kurze Verweise auf verschiedene Schularten hintereinander. Womöglich führt die Adressierung Diana Strobbs als tiergestützt arbeitende

Therapeutin dazu, den Werdegang hin zum Beruf kurz zu fassen, um ausführlich von Erfahrungen aus dem Berufsfeld zu erzählen.

Anschließend berichtet Diana Strobl über den Verlauf ihres Psychologiestudiums. Der Unterschied in der Ausführlichkeit von Erzählungen zwischen Schule und Studium lassen auf eine Gewichtung schließen: einerseits welche Bedeutung die Erzählende selbst dem jeweiligen Lebensabschnitt beimisst, und andererseits welches Interesse sie bei der Interviewerin annimmt. Dabei stellt das Studium den „Weg zum (.) Therapeuten“ (Transkript: 79) dar, womit sich Diana Strobl selbst als relevante Interviewpartnerin für das Forschungsinteresse der Interviewerin markiert. Dabei wird das Ziel des Studiums benannt, das über ein reines Studieninteresse hinausgeht. Denn das Studium dient als Qualifizierung zu einem spezifischeren Berufsfeld. Das Psychologiestudium mit einem Berufsziel zu beginnen und dazu den Studienort zu wechseln, um u.a. die nötigen Studieninhalte zu erwerben, konstruiert Diana Strobl ebenfalls als „normal“: sie argumentiert, nicht die einzige gewesen zu sein, die von der Fern- zu einer Präsenzuniversität wechselt. Sie beschreibt sich als zugehörig zu einer Gruppe an „Ortswechsler[n]“ (ebd.: 83), die sich an der Universität in A-Stadt beworben haben und angenommen wurden. Mit dieser Formulierung steht nicht die Art der universitären Lehre – Präsenz- vs. Fernlehre – sondern der Wechsel des Ortes im Vordergrund.

Anschließend beschreibt Diana Strobl ihr Bachelorstudium:

D: Genau, und dann hab ich äh studiert. Psychologie. Ganz normal. (1) Mit den Höhen und Tiefen, die man so durchmacht.
(ebd.: 91-92)

Mit „genau“ wird die Erzählung einer Lebensphase eingeleitet: das Bachelorstudium der Psychologie. Die Konstruktion von Normalität könnte sich hierbei erstens auf das Studieren als „normale“ Tätigkeit und / oder zweitens auf das Fach Psychologie als etwas „Normales“ im Hinblick auf ihren Berufswunsch beziehen. Drittens könnte dies als Positionierung gegenüber der Interviewerin angesehen werden. D.h., in der Formulierung „Psychologie. Ganz normal.“ Könnte die Annahme stecken, die Interviewerin würde während einer globalen Pandemie durch Covid-19 „nicht normal“ studieren. Dabei werden Lehrveranstaltungen der Universität – ähnlich wie bei einem Fernstudium – online abgehalten, wie auch das Interview per Internettelefonie stattfindet. Dadurch könnte eine Differenz zwischen Biographin und Interviewerin und den jeweiligen Studienbedingungen konstruiert werden.

Doch plausibel erscheinen zudem die Deutungen dieser Passage in Bezug zu Diana Strobls biographischer Narration:

Ersteres – das Studieren als „normale“ Tätigkeit – bettet die Biographin in ihr soziales und gesellschaftliches Umfeld ein. Darin scheint es der Norm zu entsprechen, dass sie die Möglichkeit hat, ein Fach ihrer Wahl studieren zu können. Diana Strobl stellt sich als Akteurin dar, die die Qualifizierung(en), Fähigkeiten und Ressourcen besitzt oder Zugang zu ihnen hat, um an einer Universität studieren zu können. Sie scheint nicht von einer gesellschaftlichen, hochschulpolitischen Selektion betroffen zu sein, sondern privilegiert studieren zu können. Zudem konstruiert sie dieses Privileg als „ganz normal“. Außerdem könnte die Formulierung „ganz normal“ auf die Art des Studierens hinweisen: den Beginn des Studiums direkt nach dem Abitur, das Studieren in der Präsenzlehre, die Leistungserbringung der im Curriculum vorgeschlagenen ECTS, um in Regelstudienzeit abschließen zu können o.ä.

Zweitens kann sich die aufgestellte Norm auf die Studienrichtung Psychologie beziehen: die Fernuniversität, die essenzielle Inhalte nicht vermittelt, die allerdings Voraussetzung für den Berufsweg der Therapeut*in sind – wie die klinische Psychologie –, könnte als „nicht normal“ konstruiert werden. Im Gegensatz dazu ist das Curriculum an den Präsenzuniversitäten deutschlandweit so gestaltet, dass es für die weiterführende Ausbildung zu unterschiedlichen Therapieverfahren qualifiziert. Dadurch wird jenes als „ganz normal“ aufgebaut dargestellt. Außerdem könnte die Normalitätskonstruktion sich auf die Anerkennung des Faches Psychologie innerhalb wissenschaftlicher Disziplinen beziehen. Dabei wird die Psychologie als „normale“ Disziplin unter anderen verortet mit je eigenen Paradigmen, die Vorannahmen, Theorien und Modelle umfassen. Somit könnte in der Psychologie eine Beschäftigung mit u.a. psychischen Funktionsbereichen – wie z.B. Lernen, Denken und Problemlösen – anderen wissenschaftlichen Disziplinen gleichgestellt sein. Der Verweis auf die Psychologie als etwas „Normales“ könnte somit auf einen Diskurs verweisen, der dies in Frage stellt. Somit verdeutlicht die Biographin ihre Kenntnis um den Diskurs und ihre eigene Position darin.

Bezieht sich die Spezifizierung „mit den Höhen und Tiefen“ auf den formalen Ablauf und Fortgang im Studium, scheint diese Interpretation nicht ganz plausibel. Doch würden die Höhen und Tiefen sich auf die Annäherung an den Berufswunsch – den Weg zur Therapeutin – beziehen, könnten damit inhaltliche Auseinandersetzungen mit Test- und Therapieverfahren, psychologischen und psychotherapeutischen Theorien usw. gemeint sein, der Diana Strobl im Psychologiestudium „ganz normal“ ausgesetzt ist. Diese

Interpretation stützen Verortungen im Berufsfeld, die Diana Strobl im weiteren Interviewverlauf wiederholt vornimmt und in Kapitel 6.4 biographieanalytisch betrachtet werden.

Die Spezifizierung der „Höhen und Tiefen“ werden zudem als „normal“ markiert. Dabei könnten sie als dem Studieren allgemein oder dem Studium der Psychologie im Speziellen zugehörig angenommen werden. Zu den Höhen und Tiefen folgt keine weiterführende Erzählung. Daher verweisen sie vermutlich auf etwas Anderes und stellen eine Hinleitung dar auf etwas, das nicht normal im Lebensverlauf „durchzumachen“ ist. Der Bruch mit der Konstruktion einer Normalbiographie folgt im nächsten Satz:

D: Und bin dann kurz vor meinem Abschluss (.) krank geworden. Ich hab äääh mich an ner Zeck_ also ne Zecke hat mich gestochen. Ich hab Neuroborreliose gekriegt.
(Transkript: 92-94)

Das Krank-Werden scheint dem „normalen Studieren“ als Besonderheit, als etwas nicht-Normales gegenübergestellt. Die Wendung „kurz vor dem Abschluss“ ist dabei an der Form orientiert. Das heißt, am Ende des Studiums scheint ein formaler Abschluss zu stehen mit weniger Augenmerk auf eine letzte Prüfung, Abschlussarbeit etc.

Durch die Reformulierung im zweiten Satz wird die Wirkmächtigkeit der Zecke unterstrichen: zunächst stellt Diana Strobl sich aktiv dar, sich an einer Zecke gestochen zu haben und reformuliert das Satzende damit, indem sie das Insekt aktiv handeln lässt. Dies könnte als Schuldzuweisung durch die Wirkmächtigkeit der Zecke mit der Übertragung von Neuroborreliose gelesen werden. Nicht die Biographin selbst hat sich unachtsam den Zeckenstich zugezogen, sondern die Zecke hat gehandelt. Die Wortwahl des Zeckenstichs weist zudem auf nähere Auseinandersetzung der Erzählenden mit dem Vorgang hin, da dies der wissenschaftlich korrekte Ausdruck im Gegensatz zum verbreiteten „Zeckenbiss“ ist. Diese Annahme unterstreicht der Gebrauch des Fachausdruckes „Neuroborreliose“, der auch im Folgenden nicht weiter ausgeführt wird. Dabei scheint die Biographin anzunehmen, das Gegenüber wisse um Symptome und Verläufe dieser Krankheit, da diese nicht ausdifferenziert werden. Diana Strobl geht hingegen auf die Auswirkungen ihren Studienverlauf betreffend ein. Das könnte wiederum ein Hinweis darauf sein, sich in der Erzählung auf die Lebensereignisse zu fokussieren, die zu ihrem „Weg zur Therapeutin“ und der Arbeit mit den Pferden führen, um damit das Forschungsinteresse der Interviewerin zu bedienen.

Während des ersten Jahres nach dem Zeckenstich liegt laut Diana Strobbs Erzählung keine Diagnose vor. Diese Unklarheit spiegelt sich womöglich darin, hier Neuroborreliose nicht weiter zu erklären und somit die Interviewerin ebenfalls im Unklaren zu lassen. Zudem kann mit der Erzählung von diesem Jahr ein Gefühl der Ohnmacht assoziiert werden. Denn Diana Strobl ist nach einem „normalen“ Kontakt mit einem kleinen, alltäglichen Tier den Symptomen der Neuroborreliose ausgeliefert. Währenddessen kann Diana Strobl „noch so ungefähr studieren“ (Transkript: 96). Dies steht im Kontrast zum „ganz normal“ Studieren können gegen Anfang der Haupterzählung. Hierbei wird die Vorstellung von „normalem Studieren“ deutlich, welches bspw. längeres Pausieren, reduzierter Besuch von Lehrveranstaltungen, ein Studienabbruch oder Fachwechsel nicht beinhaltet. Somit wird eine Normalität des Studierens konstruiert in Abgrenzung zum nicht-Normalen, wenn sie aufgrund von Krankheit nur „ungefähr“ studieren kann. Anhand Diana Strobbs Schilderungen wird fraglich, ob durch „ungefähr“ Studieren der konkrete Berufswunsch erreichbar sein wird. Somit wird nicht nur die Gegenwart in der erzählten Zeit der Normalität enthoben, sondern auch die Zukunft ungewiss.

Dieser Eindruck wird noch verstärkt in der weiteren Erzählung:

D: aber dann äh bin ich aus dem Studium raus ähm (.) gefallen, weil's dann gesundheitlich nicht mehr ging. (1) Hab mich aber nie (.) krankgemeldet, weil ich immer die Hoffnung hatte, jetzt geht's wieder, jetzt geht's wieder.

(Transkript: 96-98)

Ähnlich wie beim Zeckenstich formuliert Diana Strobl einen passiven Prozess, indem sie aus dem Studium „rausfällt“. Dies betont die Fremdentscheidung, die womöglich auf universitäre Vorgaben zurückzuführen ist – wie bspw. die Anzahl an maximal zu studierenden Semestern für das Bachelorstudium. Offen bleibt, ob es sich um eine kommissionelle Exmatrikulation seitens der Universität handelt oder doch um einen Selbstausschluss, da die Argumentation auf gesundheitliche Gründe abzielt, nicht weiter studieren zu können.

Die „Hoffnung“ zeigt die Leidensgesichte an, die somit nur implizit ausgedrückt wird. Das wiederholte Hoffen darauf, bald wieder „normal“ studieren zu können, wird getragen davon, sich nicht krank zu melden. Die Krankmeldung würde hingegen ein Eingeständnis der Krankheit und deren Fortbestehen bedeuten. Womöglich wären mit einer formalen Beurlaubung an der Universität auch negative Auswirkungen verbunden, wie z.B. bei der Krankenversicherung oder späteren Bewerbungen.

Auch hier stehen Erzählungen über formale Abläufe im Vordergrund, während die Bedeutung eines sozialen Umfeldes zu dieser Zeit unklar bleibt. Die Erzählung bezieht sich ausschließlich auf den formalen Bildungsweg, während bspw. Beziehungen zu Peers an der Universität oder Kolleg*innen in einer Erwerbsarbeit unerwähnt bleiben.

Eine Ausnahme davon stellt die Erwähnung ihrer Hochzeit dar, die in einem Nebensatz eingeflochten wird. Nach dreieinhalb Jahren krankheitsbedingter Studienpause habe Diana Strobl ihren Bachelor abschließen und ein Masterstudium in B-Stadt begonnen. Der Wechsel des Studienortes wird wie folgt begründet:

D: Und (1) ja, weil in der Zwischenzeit hab ich noch geheiratet und mein Mann arbeitet halt hier in B-Stadt und dann hat sich das irgendwie angeboten, dass ich mich hier bewerbe
(Transkript: 104-106)

Die Figur des Ehemannes wird erst nach der Erwähnung der Heirat eingeführt. Diese dient dazu, den Ortswechsel zu erklären. Somit steht nicht die Beziehung und deren Gestaltung im Vordergrund, sondern weiterhin die Erzählung formaler Lebensereignisse mit Bildungsabschlüssen und -orten. Der Partner wird erst erwähnt, als auch dieser einen formalen Status vor dem Gesetz durch die Eheschließung erhält. Dies könnte die Konstruktion eines Normallebenslaufs stützen, indem die Heirat als zum „normalen Leben“ zugehörig dargestellt wird. Zudem wird die Arbeit des Mannes kurz erwähnt. Dabei wird als „normal“ und gendertypisch konstruiert, dass die Frau dem Mann folgt, indem Diana Strobl den Lebensmittelpunkt zu ihrem Mann verlegt. Der Umzug wird dadurch als eine rationale Entscheidung markiert, wodurch der Ehemann seinen Beruf nicht aufgeben muss, während andere mögliche Motivationen zu ihm zu ziehen in der Erzählung ausgespart werden. Dies unterstreicht den Eindruck, Diana Strobbs Bildungsweg hin zur Therapeutin stellen Ankerpunkte in der Erzählung dar, während ihr der Ehepartner und im weiteren Verlauf die Pferde zufallen würden. Dadurch scheinen die sozialen Facetten des Lebens von Zufälligkeiten geprägt, während der „Weg zur Therapeutin“ planvoll angestrebt und vollzogen werden kann.

Parallel zur Normalitätskonstruktion der eigenen Krankheit im Kontrast zu „normal“ studieren können, vollzieht Diana Strobl eine ähnliche Argumentation mit Blick auf Pferde, was im Folgenden deutlich wird:

D: Aber n ganz normales Pferd (2) ääähm (1), was nich verhaltensgestört is und auch nich in seinem Leben (1) viel geschlagen worden is oder sowas (3) ääähm genau.
(ebd.: 1980-1982)

Hier tritt eine Perspektive auf Pferde hervor, die in „normale“ vs. „verhaltensgestörte“ oder misshandelte Pferde unterteilt. Das heißt, es scheint Pferde zu geben, die sich normal verhalten und welche, die im Verhalten gestört sind. Die Misshandlungen könnten dabei als Ursache für Verhaltensstörungen angesehen werden. Des Weiteren können Störungen im Verhalten als Krankheit erfasst und diagnostiziert werden, wodurch die Biographin hier mit Blick auf die Pferde eine Normalität in Abgrenzung zu „Krankheit“ konstruiert.

Zusammenfassend kann rekonstruiert werden, wie Diana Strobl die Erzählung ihres Studienverlaufs ins Verhältnis zur Krankheitsphase setzt. Die Bildungsbiographie wird als „normaler“ Verlauf konstruiert – mit den damit verbundenen gewöhnlichen und alltäglichen Höhen und Tiefen. Im Verhältnis dazu wird die Krankheitsphase als ungewöhnlich, „unnormal“ herausgestellt. In dem Zusammenspiel zwischen Studium und Krankheit lässt sich ein Prozess in der Narration nachzeichnen: vom „normal“ Studieren, über das „ungefähr“ Studieren, bis hin zum „Herausfallen“ aus dem Studium und demnach „nicht mehr“ studieren. Letzteres wird mit der stetigen Hoffnung konstruiert, wieder („normal“) studieren zu können. Somit scheint Diana Strobl die Hoffnung auf einen rückläufigen Prozess hochzuhalten, indem die Krankheitssymptome zurück gehen, sie dadurch wieder „ungefähr“ und bald „normal“ Studieren kann.

Außerdem konnte gezeigt werden, wie die Biographin Normalität und Krankheit im Hinblick auf das Verhalten von Pferden kontrastiert. Dabei werden „normale“ Pferde mit den „verhaltensgestörten“ gegenübergestellt. Auch kann die Erwähnung der Heirat als normal angesehener Schritt im Lebensentwurf gedeutet werden. Das folgende Kapitel widmet sich einem weiteren Bruch zur Normalitätskonstruktion: die Arbeit mit Pferden als etwas Besonderes. Dabei wird verdeutlicht, wie die Krankheitsphase diese berufliche Orientierung hin zu den Pferden geprägt hat und somit diese „Besonderheit“ im Lebensweg bereitet.

6.2 „Wenn ich jemals wieder gesund werden sollte...“ – Berufliche Orientierung zu den Pferden durch die Krankheitsphase

Folgende Sequenz schließt an die Erzählung Diana Strobbs über ihren Umzug nach B-Stadt an, in der Diana Strobbs Ehemann arbeitet:

D: Ja (.) und dann kam das parallel (.) mit den Pferden, weil's hier möglich war (1) ähm (.) Pferde zu halten und (.) mein großes Ziel war es, also das hatte sich so während meiner (1) Krankheit herauskristallisiert, dass wenn ich (.) jemals /(lachend) wieder gesund werden sollte / und ähm (.) in der Lage bin zu arbeiten, dann (1) will ich das mit Pferden machen.
(Transkript: 107-111)

Die Haltung von Pferden scheint sich – ebenso wie die Heirat – neben dem Studium wie zufällig zu ergeben. Dies schwingt mit in der Passivkonstruktion: „das mit den Pferden kam“. Zudem ist fraglich, ob bei dem Umzug nach B-Stadt intendiert war, neben der Nähe zum Arbeitsplatz des Mannes, auch die Möglichkeit zu haben Pferde zu halten. Zunächst wirkt es so als „kamen“ die Pferde, weil es möglich wurde.

Die weitere Aussage, die Arbeit mit den Pferden seien das „große Ziel“ gewesen, spricht eher dafür, die Anschaffung und Haltung der Pferde seien geplant gewesen. Denn in der Rekonstruktion Diana Stobls Lebensgeschichte hat sie zum Zeitpunkt des Umzugs wieder studieren können, was den Schluss nahelegt, dass eine Erwerbsarbeit gesundheitlich denkbar wäre. Somit ist der Wunsch, mit Pferden zu arbeiten, während der Krankheitsphase entstanden und nimmt nun in der erzählten Gegenwart Gestalt an. *Hier* scheint dabei der Ort zu sein, an dem das Interview stattfindet; ein Ort, an dem es Pferde gibt – sei es physisch auf dem Gelände oder metaphysisch in dem Leben der Biographin. Die Arbeit mit den Pferden wird dabei als etwas Besonderes – d.h. nicht der Norm entsprechendes – dargestellt: die Wortwahl „großes Ziel“ deutet auf etwas Erhabenes, fast transzendental Wirkungsvolles hin; außerdem verleiht „herauskristallisiert“ dem Berufswunsch etwas Edles und Strahlendes. Ähnlich wie beim Bilden und Wachsen von Kristallen scheint der Berufswunsch der Biographin Zeit und die richtigen Bedingungen gebraucht zu haben, eher er sich zeigt. Dies legt nahe, wie wertvoll dieses „große Ziel“ vielleicht auch als Perspektive während der Krankheit ist. Unterstrichen wird dies durch den Entstehungszeitpunkt dieses Wunsches während der Krankheit.

Durch die Betonung der Zeitlichkeit „*jemals*“ scheint Diana Strobl nicht als gegeben anzunehmen, wieder gesund zu werden, sodass die Arbeit mit den Pferden als Sehnsucht mit der Krankheit kontrastiert wird. Das Lachen unterstreicht dabei noch die sehnsüchtige Vorstellung und womöglich die Erleichterung, dass die Genesung und die Möglichkeit mit Pferden zu arbeiten tatsächlich eingetreten ist. Diese beiden Ereignisse scheinen dabei linear zu korrelieren, denn es wird von keinen weiteren Hindernissen berichtet – neben der Gefahr nicht wieder gesund zu werden.

Die Genesung und die Möglichkeit zur Pferdehaltung stellen somit eine biografische Wende dar, die nochmals mit der anfänglichen Normalität des Studierens kontrastiert

wird. Nun wird Diana Strobl nicht „nur“ wieder gesund und findet in die „Normalität“ des Studierens zurück, sondern konkretisiert ihren Berufswunsch: es geht nicht mehr allein um den „Weg zur Therapeutin“, sondern um die Arbeit mit Pferden in Therapie und Coaching.

Nach Diana Strobbs Argumentation, wie die Erkrankung an Neuroborreliose und ihr weiterer Berufsweg zusammenhängen, geht sie argumentativ ins Detail ihrer Krankheitsphasen. Dazu erzählt sie im weiteren Verlauf, dass die Symptome der Neuroborreliose in Phasen auftreten („die Krankheit das ist immer so phaaasenweise“ (Transkript: 117-118)). Zu Beginn hätte es wenige Stunden am Tag gegeben, in denen es ihr gut geht. Die nutzt sie, um sich zu belesen – vor allem über Pferde und die Arbeit mit ihnen. Sie erzählt weiter:

D: Und wenn die Medikamente dann irgendwann ähm (1) wirken und (.) du auf die Behandlung ansprichst, dann (1) werden die Phasen immer größer, (.) in denen es dir gut geht (1) und die gute Zeit hab ich dann immer (.) mit Tieren verbracht alsoooo (.) mit Pferden (1) (ebd.: 121-124).

Hervorzuheben an dieser Interviewpassage ist das Erzählen über den Krankheitsverlauf in der zweiten Person. Dabei schildert die Biographin ihr Erlebtes aus der Perspektive einer Wissenden, Außenstehenden über diese Phasen und den Ausgang. Dies verleiht der Erzählung etwas Belehrendes gegenüber der Interviewerin, als würde ein*e Mediziner*in ein Patient*innengespräch führen. Somit scheint Diana Strobl von der geschilderten Zeit in einer Außenperspektive zu erzählen.

Die gesundheitliche Besserung besteht in der Erzählung aus zwei Komponenten: einerseits der Wirkung der Medikamente und andererseits dem Ansprechen auf die Behandlung. Dies betont die Wechselwirkung aus Medikamenten und der Reaktion des Organismus mit dem Krankheitserreger. Außerdem wird mit dem nötigen Zusammenspiel der zwei Komponenten auch die Möglichkeit aufgezeigt, diese könnten nicht wie beabsichtigt reagieren. Insofern wird das Potential implizit miterzählt, das Zusammenspiel würde nicht funktionieren oder die gewünschte Wirkung – die Genesung – bliebe aus. Somit unterstreicht diese Passage nochmals die fragliche Wahrscheinlichkeit einer Genesung, wie bereits angeklungen. Das „Irgendwann“ betont dabei einen zeitlichen Abstand zwischen dem Beginn der medikamentösen Behandlung und der (gewünschten) Reaktion des Körpers oder im Körper.

Somit teilt Diana Strobl die Zeit ihrer Krankheit in zwei unterschiedliche Phasen ein: die eine, in der es ihr „gut geht“, und eine andere, die das Gegenteil vermuten lässt. Wie sich zweite Phase gestaltet, wird in der Erzählung nicht expliziert.

Zum anderen lässt sich die Erzählung biographieanalytisch in eine frühe Krankheitsphase, in der es nur kurze Zeiträume gibt, in denen es Diana Strobl gut geht und in eine späte unterteilen. Zu den Zeiträumen der frühen Krankheitsphase berichtet sie als einzige Tätigkeit vom Lesen über Pferde. Dies stützt die Argumentation, wie die Krankheit zum Beruf der tiergestützt arbeitenden Therapeutin geführt hat. Somit tritt dieser Erzählstrang hin zum Berufsweg in den Vordergrund, während andere Beschäftigungen oder mögliche andere Berufswünsche unerwähnt bleiben.

In der späten Krankheitsphase habe Diana Strobl die „gute Zeit [...] immer“ mit Pferden verbracht. Dabei liegt in der Darstellung nahe, dass das „gute“ körperliche Wohlbefinden es ihr ermöglicht hat, Zeit bei den Pferden zu verbringen. Doch es schwingt auch ein gegengerichteter linearer Zusammenhang mit: als hätte Diana Strobl eine gute Zeit, weil sie bei den Pferden ist. Letztlich scheint das körperliche Wohlbefinden und die „gute Zeit“ zusammenzuhängen, da diese nun rückwirkend miteinander korrelierend erzählt werden. Die Ausschließlichkeit („immer“) unterstreicht die Intensität dieser Zeiten bei den Pferden und die Sehnsucht in ihrer Argumentation hin zum Berufs- und Lebensziel Pferde zu halten und mit ihnen zu arbeiten.

In der anschließenden Rückblende werden erstmalig die Reiterfahrten der Kindheit eingeführt: „also ich reit seit meinem zehnten Lebensjahr (1) oder seit meinem Neunten.“ (Transkript: 124-125). Aus der sonst weitgehend chronologischen Erzählung tritt Diana Strobl hier heraus, um die Erfahrungen mit Pferden in der Kindheit zu erwähnen. Hierbei scheint es nicht um den Kontakt zu den Pferden zu gehen, sondern es steht „das Reiten“ im Vordergrund. Dies legt die Vermutung nahe, dass es um eine Darstellung reiterlichen Könnens geht. Außerdem wird dabei eine biographische Kontinuität der Beziehung zu Pferden konstruiert. Denn weiters folgt keine Erzählung, sondern der Gebrauch dieses Einschubes wirkt als Argumentation. Dabei scheint die Genauigkeit der Altersangabe bedeutend zu sein, da sich die Biographin hier korrigiert. Womöglich dient diese Rückblende für die Gesamterzählung dazu aufzuzeigen, wie die berufliche Orientierung während der Krankheitsphase bereits in Erlebnissen in der Kindheit angelegt ist bzw. die Erfahrungen damals während der Krankheit Diana Strobl wieder auf eine „gute Zeit“ bei den Pferden hoffen lassen. Darunter kann der Versuch verstanden werden, die „gute Zeit“

bei den Pferden in die Erwerbsarbeit zu integrieren oder auch den Klient*innen der pferdegestützten Therapie eine „gute Zeit“ zu ermöglichen.

Festzuhalten aus dem biographischen Gesamtzusammenhang ist, dass die Biographin in die Erzählung von der Krankheitsphase den Berufswunsch mit Pferden zu arbeiten konstruiert. Dabei wird zum einen als Rückblende auf eine „gute Zeit“ in der Kindheit bei Pferden verwiesen und zum anderen chronologisch in der Erzählung die „gute Zeit“ bei den Pferden während der Krankheit betont. Aus dieser Argumentation stellt die Biographin ihren Berufswunsch heraus mit der Formulierung „wenn ich jemals wieder gesund werden sollte...“. Dadurch ist die Entscheidung mit Pferden (therapeutisch) zu arbeiten, in die Krankheitsphase eingebettet und geht geradezu aus ihr hervor.

6.3 Der „ursprüngliche“ Mustang aus Amerika – Verortung als Bedeutungskonstruktion

Wie in den vorangegangenen Kapiteln bereits angeklungen, tritt in der biographischen Erzählung wiederholt die Figur der Orte hervor. Die Relevanz für das Forschungsinteresse besteht darin, dass Diana Strobl Verortungen von sich und den Pferden vornimmt und mit der Herkunft der Pferde Eigenschaften konstruiert. Daher widmet sich die Biographieanalyse dieses Kapitels der Bedeutung der Orte. Dabei werden zunächst Verortungen aufgegriffen, die bereits erwähnt wurden, und die für die bisherige Biographieanalyse der Hauptidezählung relevant waren, um anschließend dem sequenziellen Verlauf des Interviews zu folgen, in dem Diana Strobl Verortungen von Pferde(rasse)n vornimmt. Gleich zu Beginn der Hauptidezählung wird Folgendes erzählt:

D: Dann bin ich äh auf's Gymnasium gekommen. Dann hab ich äh meinen Abschluss gemacht also mein Abitur in Deutschland. (.) Ich glaub, du bist ja in äh Österreich, ne?

I: Mhm. (1) Jetzt ja.

(Transkript: 66-70)

Bereits in Kapitel 6.1 ist die Deutung vorgenommen worden, dass diese Betonung des Ortes die Differenz der Interviewpartnerinnen markiert: Diana Strobl hat ihren Bildungsweg in Deutschland vollzogen und lebt bis heute dort, während sie von der Interviewerin weiß – und dieses Wissen hier einfließen lässt –, dass diese in Österreich studiert. Durch die unterschiedliche Bezeichnung des gymnasialen Abschlusses mit Abitur in Deutschland und Matura in Österreich hätte allein der Gebrauch des Wortes „Abitur“ ihre

Verortung bereits markiert. Die anschließende Nennung des Landes unterstreicht die Differenz zudem. Es schwingt etwas Belehrendes mit in der aufgezählten Spezifizierung (Abschluss des Gymnasiums, Abitur, in Deutschland). Die Rückfrage an die Interviewerin könnte diese Differenzierung der beiden Länder mit womöglich unterschiedlichen Bildungssystemen unterstreichen. Außerdem könnte sie auf die räumliche Entfernung verweisen, die u.a. zu der medialen Form des Interviewens geführt hat. Auf einer Interaktionsebene könnte die Nachfrage zu Beginn der Haupterzählung dazu dienen, den Dialog und das wechselseitige Verständnis zu sichern und zu fördern. Alternativ könnte die Rückfrage als Irritation zu deuten sein, da die Interviewerin keinen österreichischen Dialekt spricht.

Eine andere Verortung ist in der Analyse ebenfalls bereits diskutiert worden: Diana Strobl zählt sich zu einer Gruppe von „Ortswechsler[n]“, welche von der Fernuniversität an die Präsenzuniversität in A-Stadt wechseln. Hier wird – wie bereits erwähnt – der Wechsel des Studienortes betont, anstatt die Art der Lehre und die Zusammenstellung des Curriculums, welche laut Diana Strobbs Argumentation den Wechsel an die Universität in A-Stadt begründet haben. Dies legt die Vermutung nahe, dass es neben genannten Gründen auch um den tatsächlichen Studienort gegangen sein könnte. Diese Lesart unterstreicht folgende Passage:

D: also ich komm aus A-Stadt, ich bin A-Städterin und hab ähm (1) mich dann halt in A-Stadt beworben als Ortswechsler
(Transkript: 81-83).

Diese wiederholte Betonung A-Stadts zeugt von einer örtlichen Bezogenheit und Konstruktion von Identität, welche durch die Eigenbezeichnung als „A-Städterin“ zudem unterstrichen wird.

Somit markiert Diana Strobl hier eine örtliche Zugehörigkeit. Dies begründet sie auf ihre Herkunft und ihr Sein, welches hier nochmals unterschieden wird. Das eine scheint qua Geburt oder Wohnort festgesetzt zu sein, das andere stiftet Identität und stützt sich daher vermutlich auf eine „innere Haltung“, Lebenseinstellung oder einen bestimmten Lifestyle, Werte o.ä.

Neben der eigenen Verortung diskutiert Diana Strobl in der biographischen Erzählung ebenso die Herkunft der Pferde. Dies erfolgt in einer längeren Passage, in der die Biographin ihre Entscheidung zum Kauf einer bestimmten Pferderasse oder eines bestimmten

Pferdes argumentiert. Den Kauf ihres ersten Pferdes benennt die Biographin als „große[n] Wendepunkt“ (Transkript: 160), was die Bedeutung dieses Ereignisses unterstreicht und demnach eine weitere Analyse dieser Sequenz begründet. Diese Formulierung könnte für eine Erlösung von dem langen Sehnen nach einem eigenen Pferd und / oder von der jahrelangen Krankheitsphase sprechen. Außerdem leitet das erste Pferd einen Start in eine berufliche Zukunft in der tiergestützten Therapie ein. Der Wendepunkt könnte dabei auch als ein Heraustreten aus der Normalität gedeutet werden, indem die Pferde Diana Strobl selbst oder ihrem Leben etwas Besonderes verleihen. Die Besonderheit unterstreichend wirkt die ausführliche Erzählung von der Wahl des ersten Pferdes in Rasse und Herkunft, welche nun in kurzen Sequenzen dargestellt und analysiert wird.

D: [...] und am Anfang wollt ich nen Mustang haben aus Amerika, weil ähm (.) ich einfach dieses Natürliche und Ursprüngliche ähm ((schmatzt)) erleben wollte. (1)
(ebd.: 165-167)

„Am Anfang“ leitet bereits ein, dass es sich bei dieser Entscheidung für ein bestimmtes Pferd oder eine Pferderasse um einen längeren Prozess handelt. Außerdem markiert es einen Start eines Zeitabschnittes, der in mehrere Teile gegliedert werden kann. Zudem kann es darauf hinweisen, dass „am Ende“ eine andere Entscheidung getroffen wurde. Es unterstreicht dabei eine bewusste Entscheidungsfindung, während ein Pferd auch eher zufällig in ihr Leben hätte treten können.

Hervorgehoben wird dabei der Kontinent, von dem das Pferd kommen sollte. Das heißt, es wird eine örtliche Herkunft markiert. Mustangs bilden genau genommen keine eigene Pferderasse, sondern sind die Nachkommen von verwilderten Pferden europäischer Einwanderer*innen des 16. Jahrhunderts. Seither haben sich die Mustangs aus verschiedenen europäischen Züchtungen zu einer eigenen Population entwickelt. (vgl. Dalke 2010: 101) Ebenso steht die Entscheidung für „nen Mustang“ – also ein Tier aus einer bestimmten Gruppe an Pferden – in der Argumentation im Vordergrund und nicht das individuelle Tier mit bspw. charakterlichen, optischen oder antrainierten Voraussetzungen. Demnach werden den Mustangs als unbestimmte Gruppe an einzelnen Pferden Eigenschaften zugeschrieben. Ganz im Gegenteil zu Ansprüchen an einen Ausbildungs- oder Trainingszustand des Pferdes argumentiert Diana Strobl das „Natürliche und Ursprüngliche [...] erleben“ zu wollen. Dies scheint folglich etwas zu sein, das man erleben kann, indem man einen Mustang aus Amerika importiert. Es geht also nicht darum, die wildlebenden Pferde in ihrer natürlichen Umgebung zu besuchen und dort „das Ursprüngliche“ zu sehen oder zu erleben, sondern mit oder in dem Pferd soll das imaginierte „Natürliche

und Ursprüngliche“ zu Diana Strobl in den Stall kommen. Demnach wäre das Erlebnis des Natürlichen und Ursprünglichen käuflich und transportierbar. Denn die Mustangs scheinen das „Natürliche und Ursprüngliche“ in sich zu tragen und bringen dieses in den vorgesehenen Stall in Mitteleuropa mit. Fraglich bleibt, ob eine Vorstellung von der Veränderbarkeit dieses „Natürlichen und Ursprünglichen“ besteht oder ob angenommen wird, diese zugeschriebenen Eigenschaften würden im importierten Pferd erhalten bleiben trotz anderer Umwelteinflüsse wie z.B. das Halten auf relativ kleinem Raum innerhalb eines Zaunes. Außerdem würde vermutlich das Verhalten der Mustangs verändert durch die Sozialkontakte zu anderen, domestizierten Pferden oder auch durch den regelmäßigen Kontakt zu Menschen, die Futter und Wasser bringen oder sogar eine Art Training durchführen. Der Begriff der Natürlichkeit – im Gegensatz zur Unnatürlichkeit – weckt die Assoziation, es gäbe keinen Kontakt zu äußeren, „unnatürlichen“ Einflüssen. Damit geht die Vorstellung einher, die Mustangs leben in einer (weitgehend) unangetasteten, von den Menschen unveränderten „Natur“. Somit könnten die Mustangs ihre „Natürlichkeit“ ausleben fernab zivilisatorischer Einflüsse. Denn der Kontakt zu Menschen, vor allem zu denjenigen, die nicht koexistent neben den wildlebenden Pferden leben, sondern Ansprüche an deren Verhalten mitbringen und diese dazu ausbilden und trainieren wollen, würde den Mustangs vermutlich ihre „Natürlichkeit“ nehmen. Eine weitere Interpretation der Natürlichkeit wäre im Sinne der „natürlichen“ Körpersprache, die innerhalb einer Spezies der Kommunikation dient. Ohne den Kontakt zu Menschen und deren Trainingsmethoden, wäre diese vielleicht als unverfälscht, d.h. „natürlich“ anzusehen.

„Ursprünglich“ geht dabei in der Interpretation in eine ähnliche Richtung: mit dieser Beschreibung könnten die Mustangs als ebenso unverfälscht und unbeeinflusst angesehen werden. Zudem weckt es die Assoziation, die wildlebende Pferdepopulation der Mustangs wäre seit ihrem Entstehen unverändert: frei, wild, ungezähmt. Demnach wäre ein*e Käufer*in eines Mustangs selbst diesen Zuschreibungen nahe. Dieser Deutung kommt Diana Strobbs Gefühlsbeschreibung nahe, die sie vornimmt, als sie zum ersten Mal in einer „ganzen Pferdeherde“ (Transkript: 1274-1275) zusammenarbeitet:

D: Hab ich mich gefühlt, wie so n kleiner Indianer. (ebd.: 1278)

Dies klingt, als würde die Biographin in ein romantisierendes Bild Mittelamerikas hineinversetzt, sobald sie sich in die Pferdeherde begibt: sie als „kleiner Indianer“ umgeben von „freien“, „wilden“, „ungezähmten“ Pferden. Hierbei werden einem Native American Gefühle zugeschrieben und dieser außerdem inmitten einer Pferdeherde fantasiert. „Klein“

könnte darauf hinweisen, dass sich die Biographin im Angesicht der „großen Tiere“ klein fühlt oder durch die Vielzahl an Pferden um sie herum. Womöglich werden mit dem Gefühl ein „Indianer“ zu sein inmitten der Pferdeherde, auch mit dem Menschen „Freiheit“, „Wildheit“ und „Ungezähmtheit“ assoziiert, als würde der „wilde Mustang“ mit dem „Wilden“ (Menschen) zusammengehören. Auch die Zuschreibung von „Ursprünglichkeit“ scheint bei beiden gegeben.

Diese Sichtweise hakt allerdings in dem Moment, da man bedenkt, dass die oftmals als „Wildpferde“ betitelten Mustangs nicht „ursprünglich“ in Nordamerika heimisch sind, sondern Nachkommen verwilderter Pferde, die in Europa gezüchtet und nach Nordamerika überführt wurden. Insofern haben sich die Mustangs, welche sich aus verschiedenen Pferderassen zusammensetzen, an die Gegebenheiten evolutionär angepasst. Dieser Umstand widerspricht dem schöpferischen Ursprünglichkeits-Gedanken, der hier bei Menschen und Tieren allerdings gemeint sein könnte.

Somit schwingt in der Faszination der Mustangs mit ihrem „Natürlichem und Ursprünglichem“ – sowie in der Gefühlsillustration durch den „kleinen Indianer“ – Exotisierung mit (vgl. Dalke 2010; John 2019). Dabei wird zugleich die „Wildheit der Natur“ (der Pferde) und die „Wildheit der Kultur“ (der Native Americans) thematisiert, welches aus postkolonialen Perspektiven kritisiert wird (vgl. Armstrong 2002: 414). Das heißt, die Mustangs werden in der biographischen Narration als Fremd- oder Andersartiges, „nicht-Normales“ konstruiert und dafür als „Erlebnis“ geschätzt. Somit wird der Mustang hier als Symbol für „Natürlichkeit und Ursprünglichkeit“ eingeführt. Dadurch wird auf eine kollektive Romantisierung der Mustangs verwiesen, die sie nahezu als mythologische Wesen erscheinen lässt (vgl. Dalke 2010: 102). Karen Dalke verweist dabei in ihrer Auseinandersetzung auf den Mustang als paradoxes Bildnis, in dem die Mustangs einerseits als „living legend“ (ebd.: 104) gesehen und präsentiert werden und andererseits als Pest auf den Farmländereien verhandelt werden (ebd.: 97). In der biographischen Erzählung werden sie hingegen scheinbar als Objekt der Natürlichkeit und Ursprünglichkeit präsentiert, welches käuflich zu erwerben ist. Der Wunsch nach einem Import dieses „fremdartigen Wesens“ zeugt von einer Faszination, die an Dominanz grenzt. Denn die wildlebenden Pferde werden tausende Kilometer transportiert, um in Mitteleuropa als domestizierte Pferde zu leben und i.d.R. für den Gebrauch als Reitpferd ausgebildet zu werden. Das bedeutet, aus wildlebenden Pferden würden welche werden, die menschlichen Zwecken unterworfen werden. Letztlich wird das „Natürliche und Ursprüngliche“,

das Faszinierende wegtrainiert. Dies könnte auch mit der Hoffnung verknüpft sein, sich selbst als Reiter*in diese Attribute anzueignen durch das Zähmen dieser Tiere. Insofern bleibt die Frage, ob das Faszinierende an den Mustangs durch den Kauf und das Training erhalten oder zerstört wird.

Diese Deutungen schließen an Diana Stobls weitere Ausführungen an:

D: Und ähm (2) dann hab ich aber gemerkt, dass wenn ich an (1) am (.) Mustang aus Amerika importier, dass der schon trainiert worden ist, um überhaupt in das Flugzeug einzusteigen.

(1) Und deswegen war des natür_ der Natürlichkeits(.)gedanke war dann nicht mehr da.

(Transkript: 167-170)

Diese Argumentation der Biographin stützt die Interpretation, dass mit „Natürlichkeit“ u.a. nicht-trainiert gemeint ist. Dieses angenommene Training scheint dem Wunsch, einen Mustang zu importieren, entgegenzustehen. Hier schließt eine Argumentation an, die den Einfluss des Trainings weiter ausführt: das Training löst den Natürlichkeitsgedanken auf. Das heißt, das Training scheint dem jeweiligen Pferd die innewohnende Natürlichkeit nicht zu nehmen, wie zuvor angenommen, sondern Diana Stobls Wissen um das Training scheint den Gedanken an „die Natürlichkeit“ aufzulösen. Es hat den Anschein, als ginge es bei der Natürlichkeit eher um eine Idee von einem Pferd – „der Mustang“ als Symbol der Natürlichkeit – als um die tatsächliche „Natürlichkeit“ des konkret importierten Mustangs. Denn allein das Wissen um das erfolgte Training vor dem Import scheint „die Natürlichkeit“ als Idee zu zerstören. Hätte es das Wissen darum nicht gegeben, wäre das gekaufte, (ehemals) wildlebende Pferd womöglich weiterhin mit dem Natürlichkeitsgedanken bedacht worden, wobei sich an dessen konkretem Verhalten nichts geändert hätte. Somit wird mit dem Wissen um die Transportvorbereitungen die Idee der Natürlichkeit der importierten Mustangs zerstört. Dadurch wird auch die Herkunft des Pferdes „aus Amerika“ weniger attraktiv.

Anschließend erzählt Diana Strobl von ihren weiteren Überlegungen zum Pferdekauf:

D: Und ähm (1) dann hab ich erst überlegt, ob ich n (1) Wildpferd aus ähm (1) der Mitte von Deutschland (.) hole, also von den Konikherden. (2) Und (.) da hatt' ich dann aber Angst, dass mich das Pferd (.) nich in meiner reitlichen_ also in meinem reiterlichen Weerdegang ähm (1) unterstützen wird. Und hatte dann Angst, dass ähm (2) ((schmatzt)) mir das nachher nicht ausreicht.

(ebd.: 169-175)

Die Zeitlichkeit („erst“) weist daraufhin, dass nach diesen Überlegungen weitere anschließen und somit hier ein Gedankengang nachvollzogen wird, der anschließend verworfen wird. Dies lässt eine Argumentation erwarten, die gegen ein Pferd „von den Konikherden“ spricht. Es wird als „Wildpferd“ benannt, was dafür spricht, dass hier „Wildheit“ – womöglich verbunden mit einer Natürlichkeit – zugeschrieben wird, die die Mustangs womöglich vor ihrem Import haben, doch durch das vorausgehende Training vermissen lassen.

Eingeführt wird das „Wildpferd“ zugleich mit der Verortung „aus der Mitte von Deutschland“. Die kurze Pause während der Verortung könnte darauf hindeuten, dass die Biographin über die korrekte Ortsbezeichnung – wie ein Bundesland oder eine größere Stadt in der Nähe – nachgedacht hat. Dies lässt die Assoziation entstehen, es würde keine größere Stadt als Ortsbezeichnung oder kein konkretes Bundesland das Gebiet eingrenzen können. Somit wird der Ort nicht anhand zivilisatorischer Größen markiert, sondern die vage Verortung lässt Interpretationsspielraum, wo genau sich diese „Mitte“ wohl befände.

Die „Konikherden“ werden im Plural genannt und scheinen demnach mehrere zu sein, die getrennt voneinander erfasst werden können. Das unterstreicht den Schluss, dass es sich um ein weitläufiges Gebiet handeln könnte, in dem diese „Wildpferde“ leben. Die Rasse wird lediglich genannt, was auf einen – seitens der Biographin angenommenen – geteilten Wissensbestand über Pferderassen zwischen den Interviewpartnerinnen hinweisen könnte.

Anschließend spricht Diana Strobl über ihre Angst, ein Konik könnte sie in ihrem reiterlichen Werdegang nicht unterstützen. Dabei scheint ihr reiterlicher Werdegang mit dem des entsprechenden Pferdes zusammenzulaufen, denn beide Interaktionspartner*innen teilen sich eine Entwicklung, den „reiterlichen Werdegang“. Somit soll das Pferd eine Funktion der Unterstützung in der reiterlichen Entwicklung erfüllen und scheint nicht primär für den therapeutischen Einsatz gedacht zu sein. Hierbei wird wieder – wie bei den Mustangs – der Aspekt des Trainings ins Zentrum gestellt: bei den Mustangs nimmt das Training die „Natürlichkeit“, bei den Koniks besteht die Angst, sie wären nicht ausreichend trainierbar oder körperlich in der Lage, den reiterlichen Ansprüchen zu genügen. Bei diesen Überlegungen geht es nicht um ein konkretes Pferd, das z.B. gesundheitlich angeschlagen oder alt wäre, sondern jedes Exemplar dieser Rasse wird ausgeschlossen als nicht ausreichend für Diana Strobels reiterlichen Ziele. Die Zeitlichkeit („nachher“) bringt den Aspekt herein, das Können oder die Zusammenarbeit im Reiten könnte

zunächst ausreichen, doch die Unterstützung des Pferdes könnte irgendwann enden – noch vor den reiterlichen (potentiellen) Fähigkeiten Diana Stobls.

Somit scheint der Rasse der Koniks körperliche und / oder geistige Fähigkeiten zugeschrieben zu werden, die im Vergleich zu anderen Rassen weniger Entwicklungs- bzw. Unterstützungspotential haben.

Als nächstes führt Diana Strobl in ihrer Argumentation Folgendes an:

D: Und ähm ich war vom allerersten Moment, wo ich die (.) Frederiksborger gesehen hab, war ich verliebt in die Rasse (1) und so kam's dann ähm (1) dass ich mein erstes Pferd aus Dänemark geholt hab
(Transkript: 188-190)

Die Zeitlichkeit des „allerersten Moments“ zeigt auf, dass es keinen Moment vorher gegeben hätte, in dem Diana Strobl die Rasse gesehen und in diese nicht verliebt gewesen wäre. Dies klingt wie eine Erzählung von „Liebe auf den ersten Blick“, wie sie in zwischenmenschlichen Begegnungen rekonstruiert wird. Dieser Moment des „großen Wendepunktes“, womit Diana Strobl den Kauf ihres ersten Pferdes beschreibt, könnte den Beginn einer neuen Zeitrechnung in der Lebensgeschichte der Biographin darstellen. Unerzählt bleibt, „wo“ sie „die Frederiksborger“ gesehen hat. Exemplare dieser Pferderasse könnten physisch auf einer Veranstaltung mit Pferden – wie einem Kurs oder einer Messe – oder in digitaler Form – wie auf einer Photographie oder einem Video – zu sehen gewesen sein. Anzunehmen ist allerdings, dass Diana Strobl nicht „die Frederiksborger“ als Pferderasse im gesamten, sondern einzelne Pferde dieser Rasse gesehen haben muss. Dennoch markiert sie hier, sich in die Rasse verliebt zu haben, durch den ersten Blick auf einzelne Individuen. Dies hat sie nicht zum Kauf dieses Individuums gebracht, sondern sich eines „aus Dänemark“ geholt. Dabei werden die Rasse und das Land miteinander in Beziehung gesetzt. Es scheint nicht nur ihr erstes Pferd, einen Frederiksborger, zufällig in Dänemark zu kaufen zu geben, sondern Rasse und Land scheinen miteinander in direkter Verbindung zu stehen. Dadurch nimmt Diana Strobl abermals eine Verortung vor, indem Pferderasse und Land miteinander kombiniert eingeführt werden. Ähnlich wird im Folgenden verfahren:

D: also wir haben vor zwei Jahren ein (.) Schlachtfohlen gerettet aus_ (1) gerettet (1) halt (1) ein Schlachtfohlen aus Österreich freigekauft, ein Noriker. (1) Und ähm die Rasse hat mich (1) von da an sehr fasziniert und gefesselt (2).
(ebd.: 233-236)

Markant ist hierbei, dass Diana Strobl erstmals bzgl. der Entscheidungen eines Pferdekaufs in der ersten Person Plural spricht. Das heißt, sie scheint diesen „Freikauf“ mit jemandem oder mehreren anderen vollzogen zu haben. Somit wird indirekt von einer sozialen Beziehung im Hintergrund erzählt, in der gemeinsame Entscheidungen getroffen werden. Dies legt die Hypothese nahe, dass es sich bei diesem „wir“ um die Biographin und ihren Mann handelt. In der Bezeichnung „Schlachtfohlen“ schwingt sogleich die Bedrohung des fremdbestimmten Todes mit. Demgegenüber wird die „Rettung“ gestellt, welche verbal zweifach wiederholt wird. Dies könnte darauf hinweisen, wie wichtig es der Biographin ist, dies zu betonen. Die Reformulierung des Satzes hingegen weist darauf hin, dass nicht nur die rettende Tat, sondern auch monetäre Mittel eingesetzt wurden. „Freigekauft“ bringt darüber hinaus die Assoziation mit sich, das „Schlachtfohlen“ würde nicht nur dem Tod entrinnen durch den Kauf, sondern auch aus einer Gefangenschaft im Leben befreit werden. Als müsste Diana Strobl eine Kautions beim Gefängnis für die Befreiung des Tieres hinterlegen, anstatt den sogenannten „Fleischpreis“ zu bezahlen, wie es bei Käufen von lebenden Tieren beim Schlachter üblich ist. Dabei ist ein Verdienstausschlag des Schlachters für das Tier zu entrichten. Betont wird dabei wieder die Herkunft des Tieres. Es scheint wichtig zu erwähnen, dass das Fohlen aus Österreich stammt, vielleicht einerseits um zu bekräftigen, dass keine Kosten und Mühen gescheut wurden, das Fohlen zu „retten“. Andererseits könnten Tier und Land gemeinsam erzählt werden, um die Herkunft der Rasse Noriker zu verorten. Für Zweiteres spricht, dass Diana Strobl anschließend ihren emotionalen Bezug zu dieser Pferderasse anführt. Denn sie beschreibt, sie sei „von da“ an von der Rasse fasziniert gewesen. Demnach scheinen sie die Mühe, genau dieses Schlachtfohlen abzuholen, nicht aufgrund der Rasse auf sich genommen zu haben, sondern die Faszination beginnt erst mit oder nach dem Kauf. Somit ist hier der Zusammenhang gegengerichtet im Vergleich zum Kauf des Frederiksborgers. Eine Parallele ist jedoch, dass die Faszination nicht einem bestimmten Individuum der Rasse entgegengebracht wird, sondern die Rasse im Allgemeinen betrifft.

Der Begriff Faszination deutet eher auf eine geistige Anziehung hin, denn auf eine emotionale. Dies unterstreicht nochmals Diana Strobbs Bezug auf einer Gruppen-, denn auf einer Individualebene. Fasziniert sein ist aus einer gewissen Distanz möglich, hierbei ist keine Interaktion nötig. „Gefesselt“ kann man allerdings eher durch etwas oder jemanden anderen werden, das heißt, hier ist eine emotionale Auseinandersetzung nötig. Zugleich schließt es eine körperliche Dimension mit ein. In der Alltagssprache kann einen jemand physisch fesseln oder der Geist kann von etwas gefesselt werden. In beiden Fällen ist die

Bewegungsfreiheit beschränkt, da Geist und / oder Körper *eingebunden* sind. Gegebenenfalls lassen sich diese Fesseln unter Kraftanstrengung lösen oder man bleibt gefangen. In Bezug auf die Pferderasse kann die Wortwahl darauf hinweisen, dass die Faszination für die Noriker bis heute besteht, Diana Strobl demnach weiterhin „gefesselt“ ist.

Somit könnte also die Verortung der Rasse in der Erzählung notwendig sein, um Diana Strobbs Bezug zu Österreich zu untermauern. Dieser könnte eine Brücke zur Interviewerin schlagen, die – wie die Biographin weiß – in Österreich forscht.

Diana Strobl markiert sich selbst als A-Städterin, spart die Bedeutung dessen für sich und ihre Biographie allerdings aus. Im Gegenteil, wird später die patriarchale Argumentation dominant, wegen ihres Mannes in eine andere Stadt zu ziehen, woraufhin keine weitere Aushandlung ihrer „Herkunft“ und des damit Verbundenen folgt.

In der Verortung der Pferde kann gezeigt werden, wie die verschiedenen Pferderassen argumentativ vorgestellt werden. Verknüpft wird dies mit den Erwartungen Diana Strobbs, die sowohl an die einzelnen Individuen einer Rasse als auch an die Pferderasse als solches gebunden werden. In diesem Interviewabschnitt steht demnach weniger die Erfahrung mit den Pferden im Vordergrund, sondern vielmehr die Erwartungen, die an Pferde bestimmter Rassen und / oder bestimmter Herkunft geknüpft sind. Mit Blick auf die Pferde und Pferderassen hingegen werden die Erwartungen argumentiert, die für die Biographin durch die Verortung der Pferde mit deren Eigenschaften und Fähigkeiten verbunden werden. Somit konstruiert Diana Strobl Rassenidentitäten, die sie auf die Herkunft der Pferde zurückführt. Dies stellt Perspektiven der Biographin auf die Tiere dar, welche letztlich u.a. therapeutisch eingesetzt werden. Somit wird über die eigene Verortung und die der Pferde Identität hergestellt.

6.4 Professionelle Verortung im Feld der tiergestützten Therapie – Pferde als „Vorbilder“ oder „Heilende“?

Bereits in der Kontaktaufnahme verortet sich Diana Strobl im Feld der tiergestützten Therapie. Sie beschreibt sich selbst als „pferdegestützte Psychotherapeutin (Grundständiger Beruf: Psychologin)“ (Protokoll Kontaktaufnahme: 3-4). Damit spezifiziert sie bereits, sie würde ausschließlich mit Pferden therapeutisch arbeiten. Außerdem ist sie auf Therapie der Psyche spezialisiert, was zudem durch die Selbstbezeichnung als Psychologin unterstrichen wird. Bemerkenswert ist dabei, dass Diana Strobl einen grundständigen

Beruf angibt. Dies lässt vermuten, die reine Arbeit als pferdegestützte Psychotherapeutin könnte entweder mit verschiedenen grundständigen Berufen ausgeführt werden, was für ein interdisziplinäres Feld spräche; oder sie führt es als ein Qualitätskriterium an, einen grundständigen Beruf erlernt zu haben, welches andere nicht vorweisen können, und somit die Biographin von diesen anderen unterscheidet.

Im externen Nachfrageteil des Interviews nimmt Diana Strobl weiterführend eine professionelle Verortung vor:

D: Des is einfach (3)_ die Pferde haben eine (3) tolle Wirkung auf den Menschen und wenn man sie dann auch noch (2) mit nem (.) professionellen Hintergrund kombiniiert (3), dannnn (2) wird das (3)_ des wird n (3)_ das is ääähm (1) einfach (2) unschlagbar.
(Transkript: 1345-1348)

Deutet man den angesprochenen „professionellen Hintergrund“ vor der beruflichen Verortung Diana Strobbs in der Kontaktaufnahme, könnte damit das abgeschlossene Psychologiestudium als grundständige Ausbildung gemeint sein. Mit Blick auf die psychotherapeutische Ausrichtung ihrer tiergestützten Arbeit könnte sie auch auf die weiterführenden Ausbildungen in psychotherapeutischen Verfahren (Hypnotherapie, systemische Beratung und klientenzentrierte Gesprächstherapie) anspielen. Vielleicht spricht die Biographin jedoch hier nicht von sich, sondern möchte allgemein die Kombination der „tollen Wirkung“ der Pferde mit dem „professionellen Hintergrund“ hervorheben. Demnach könnte auch eine Aus- oder Weiterbildung zur tiergestützt arbeitenden Therapeutin unter dem „professionellen Hintergrund“ verstanden werden.

Aus dem Zitat geht zudem hervor, Pferde würden generell eine „tolle Wirkung auf den Menschen“ haben. Dabei bleibt unklar, ob sich die Wirkung in Diana Strobbs Verständnis z.B. auf körperlicher oder psychischer Ebene entfaltet, oder ob dazu die Pferde physisch erlebt werden müssen oder allein eine Fotografie eines Pferdes eine „tolle Wirkung“ hervorruft. Diese Wirkung scheint noch gesteigert werden zu können durch die Kombination mit einem professionellen Hintergrund der Therapeutin, wodurch beide in Verbindung „einfach unschlagbar“ sind.

Die Wortwahl „unschlagbar“ weckt Assoziationen nach einem Wettkampf verschiedener Disziplinen, die gegeneinander antretend versuchen, den Sieg für sich davon zu tragen. Demnach würden vielleicht verschiedene Schulen der Psychotherapie – die Diana Strobl im Laufe der Erzählung wiederholt vor- und einander gegenüberstellt (vgl. ebd.: 262-312; vgl. ebd.: 345-378) – um das psychische Wohl ihrer Klient*innen wetteifern. Dabei wäre genau die pferdegestützte Psychotherapie allen anderen überlegen und damit die

Kombination aus Pferden und menschlichen Therapeut*innen „unschlagbar“. Somit schiene gerade die Verbindung beider Spezies entscheidend, welche gemeinsam mehr bewirken können als jede für sich.

Um der Deutung nach der „tollen Wirkung“ der Pferde weiter auf den Grund zu gehen, werden im Folgenden Erzählungen über Diana Strobls Arbeitsweise mit den Pferden in der Therapie herangezogen.

D: in meinem Setting, so wie ich arbeite, arbeite ich mit ner ganzen Pferdeherde zusammen (1). Die sind frei und (.) interagieren mit den Klienten, ähm wenn die Klienten anfangen zu reden, weil die die Emotion von denen spiegeln und ähm (2) die Authentizität aufgreifen oder halt (.) die Inkongruenz, wenn's nicht stimmt.
(Transkript: 446-449)

Das „Setting“, in dem Diana Strobl arbeitet, wird definiert als „so wie ich arbeite“. Das heißt, der Begriff „Setting“ scheint hier Diana Strobls individuelle Arbeit zu fassen. Er ruft jedoch zugleich Assoziationen hervor von gegebenen und gestaltbaren Umständen, die das Setting mitbeeinflussen. Dabei scheint diese Arbeitsweise und -umgebung aus mehreren Komponenten zu bestehen: benannt wird die Zusammenarbeit „mit ner ganzen Pferdeherde“. Diese scheint aus einer abgrenzbaren Anzahl an Pferden zu bestehen, die zum einen „frei“ sind und zum anderen mit ihr und den Klient*innen (merklich) „zusammenarbeiten“.

Die Wortwahl von „Zusammenarbeit“ legt die Auffassung der Pferde als Mitarbeitende nahe. Somit arbeitet die Therapeutin wohl mit der Pferdeherde im Team zusammen – offen bleibt, ob es eine Hierarchie in der Zusammenarbeit gibt und wie diese verteilt wäre. Doch die Biographin scheint im gemeinsamen Arbeiten nicht Teil der Pferdeherde – und dadurch vielleicht nicht Teil des Teams – zu werden, sondern sie beschreibt die Pferdeherde als etwas „Ganzes“, „Abgeschlossenes“, dem sie gegenübersteht.

Das Frei-Sein der Pferde kann hier erstens als Entscheidungsfreiheit gedeutet werden, ob und wie sie gerade mit der Biographin und den Klient*innen „zusammenarbeiten“ wollen. Das heißt, die „Pferdeherde“ befindet sich in einer Umgebung, die es allen oder einzelnen Tieren jederzeit ermöglicht zu gehen und wieder zu kommen. Zweitens kann „frei“ darauf hinweisen, dass keine Hilfsmittel eingesetzt werden, um die Körper der Pferde irgendwie zu bewegen oder sie an Bewegung zu hindern – wie z.B. um sie irgendwo festzubinden oder fortzutreiben. Drittens kann es darauf verweisen, dass die Bewegungsfreiheit durch keine Zäune oder andere Barrieren eingeschränkt wird. Dabei

befänden sich die Pferde in offenem Gelände. Dies wirkt allerdings unrealistisch angesichts der Gefahren, die von menschlicher Infrastruktur und Besiedelung für „freie“ Pferde ausgehen würden. Viertens kann die Freiheit als Fortführung der Zuschreibungskette gesehen werden wie vorhin bzgl. der Mustangs und Konik-Pferde, sollte sich das Frei-Sein an Natürlichkeit, Ursprünglichkeit und Wildheit anschließen.

Deutlich markiert wird durch die Formulierung jedoch, dass die Biographin sich gegenüber anderen tiergestützt arbeitenden Therapeut*innen positioniert, welche anders als sie selbst zu arbeiten scheinen: folglich mit „nicht freien“ Pferden und nicht mit einer „ganzen Pferdeherde“.

Zwischen der „freien Pferdeherde“ und den Klient*innen scheint eine Interaktion und somit eine wechselseitige Beeinflussung zu bestehen. Diese beginnt allerdings erst, „wenn die Klienten anfangen zu reden“ (Transkript: 447-448). Vermutlich ist damit ein lautsprachlicher Ausdruck seitens der Klient*innen gemeint, worauf die Pferde zu reagieren scheinen.

Die Klient*innen werden dabei im Dativ angeführt. Demzufolge beginnen die Pferde die Interaktion. Somit startet die Interaktion nach der ersten (laut-)sprachlichen Äußerung der Klient*in mit der – wie auch immer gearteten – Reaktion eines oder mehrerer Pferde. Dies würde ausschließen, dass bereits vor etwas Gesagtem Interaktion stattfindet, außer in „reden“ ist ein körpersprachlicher Ausdruck miteingeschlossen. Wäre dem so, gäbe es durch die Omnipräsenz der Körpersprache keinen markierbaren Anfang in der Interaktion bzw. dieser hinge davon ab, wann die Pferde die Klient*in visuell wahrnehmen könnten oder würden. Doch in dem Zitat wird eine zeitliche Abfolge unterstellt, welche den verbalen Ausdruck dem Interagieren der Pferde mit den Klient*innen voranstellt.

Dabei bleibt offen, ob die Pferde dazu trainiert sind (erst) auf Lautsprache der Klient*innen zu reagieren. Sollten sie trainiert sein, wurden sie dann geschult, erst ab einer lautsprachlichen Äußerung zu interagieren – und nicht bereits auf die Anwesenheit und Körpersprache der Klient*innen, oder wurde den Pferden beigebracht überhaupt in Interaktion zu gehen?

Die Interaktion von Seiten der Pferde scheint im reinen „Spiegeln“ der Emotionen der Klient*innen zu liegen. Dies klingt, als hätten Pferde keine eigenen Emotionen, Bedürfnisse oder Charaktereigenschaften, die ihr Verhalten und Handeln – sofern eine Intention zugeschrieben werden kann – beeinflussen. Außerdem scheint sich das „Spiegeln“

ausschließlich auf die Emotionen der Klient*innen zu beziehen, was andere Einflüsse ausschließt: diese könnten einerseits durch bspw. Körpersprache, Geruch, Stimmfarbe und Lautstärke der Klient*in ausgelöst werden oder andererseits von Einflüssen durch den*die Therapeut*in selbst, Herdenmitglieder oder von anderen physikalischen oder sozialen Objekten.

Außerdem stellt sich die Frage, wie in dem Zusammenhang der Begriff „spiegeln“ gedeutet werden kann. Der Spiegel ist ein seitenverkehrtes Abbild des physischen, beobachtbaren Raumes. Der Raum, der im Spiegel zu sehen ist, ist in der Vorstellung des Betrachtenden da, aber im Spiegel nicht greifbar. Nur wenige Spezies – wie auch Menschen erst ab einem gewissen Alter – erkennen sich selbst im Spiegel. Das heißt, sich und sein Umfeld im Spiegel als Gespiegeltes zu erkennen, ist von kognitiven Fähigkeiten abhängig. Möglicherweise muss man erst lernen das Gespiegelte zu deuten. In den pferdegestützten Therapieeinheiten kommt hier womöglich Diana Strobl ins Spiel, die eine Übersetzung zwischen Verhalten der Pferde und Klient*in vornimmt. Denn anders als ein Spiegel aus Glas, kann ein Pferd den*die jeweilige Klient*in nicht abbilden, geschweige denn deren Emotionen, die höchstens an Mimik und Körperhaltung ablesbar wären. Durch diese Übersetzungsleistung konstruiert die Biographin womöglich in der Therapie die Pferde als soziale Objekte, indem diesen soziale Reaktionen auf die Emotionen der Klient*innen sowie soziale Rollen zugeschrieben werden. Der Ausdruck „Spiegeln“ ist in der klientenzentrierten Psychotherapie gebräuchlich, worin Diana Strobl die Ausbildung absolviert hat. Damit ist gemeint, dass die Therapeut*innen das Verstandene aus der vorangegangenen Interaktion an die Klient*innen „zurückspiegeln“. Demzufolge konstruiert die Biographin die Pferde als „Therapeut*innen“ – und somit als soziale Objekte –, die den Klient*innen etwas zurückspiegeln. Dabei scheint die Biographin selbst die Rolle einer Übersetzerin des Gespiegelten einzunehmen.

Anschließend führt Diana Strobl „Authentizität“ an, die von den Pferden „aufgegriffen“ wird. Authentizität kann hier als Konstrukt verstanden werden, mit dem in psychosozialen Berufsfeldern gearbeitet wird. Demnach geht es um eine urkundliche oder zwischenmenschlich glaubhafte Echtheit der Außendarstellung und des inneren Erlebens der Klient*innen (vgl. Kirchner / Michaelis / Hoffmeister 2013: 87). Jene Authentizität der Klient*in wird wörtlich von einem oder mehreren Pferden „aufgegriffen“. Im metaphorischen Sinne könnten die Therapietiere jene durch eine körperliche oder Lautreaktion aufgreifen, indem sie eine unterscheidbare Reaktion bei Authentizität vs. Inkongruenz

zeigen. Inkongruenz wird hier als Gegenteil zur Authentizität eingeführt, welches durch „oder halt“ markiert und durch „wenn’s nicht stimmt“ definiert wird. Wertend werden die beiden Begriffe gegenübergestellt: Authentizität ist richtig in diesem Szenario und Inkongruenz falsch. Als mögliches Therapieziel könnte angesetzt werden, den Klient*innen zu vermehrter Authentizität zu verhelfen bzw. länger andauernde Phasen davon zu erzeugen. Dies unterstreicht eine Aussage der Biographin an anderer Stelle: „D: Kongruenz (1) ist des, was dich gesund macht.“ (Transkript: 1255). Insofern soll in der pferdegestützten Therapie womöglich Kongruenz hergestellt werden, um „sich“ gesund zu machen. Die Passivkonstruktion weist darauf hin, dass etwas im außen bzw. die machtvolle Kongruenz zur eigenen Gesundheit bedeutend beiträgt. Chardonens spricht in der eingangs zitierten Forschung sogar von einer „relationship of congruence“ (2009: 330), die in der Therapie mit den Pferden hergestellt werden soll. Dies könnte das Verständnis von Diana Strobls Argumentation dahingehend erweitern, dass Kongruenz insofern nicht etwas ist, das sich im Verständnis der Kombination von Gefühlen und Handlungen der Klient*innen zeigt, sondern in der Beziehung zwischen Klient*innen und Tieren in der Therapie entsteht bzw. entstehen soll.

Die Pferde scheinen dabei die Macht zu haben zur Unterscheidung, ob die Klient*in authentisch oder inkongruent ist, und dies der Therapeut*in anzuzeigen. Somit fungieren sie als Zwischenglied zwischen den beiden menschlichen Interaktionspartner*innen: die Pferde scheinen das Verhalten, die Haltung oder Regungen der Klient*in „aufzugreifen“, während die Therapeutin wiederum die Reaktion der Pferde interpretiert. Indem die Macht der Interpretation auch bei den Pferden liegt, wird womöglich die Einschätzung der Therapeutin immunisiert. Sie kann nicht persönlich falsch liegen, denn sie deutet lediglich das Anzeigen der Pferde.

Insofern verortet sich Diana Strobl den Pferden nachgestellt, wodurch die Überlegung angestoßen wird, ob nicht sie Mitarbeiterin der Pferde wäre. Demnach stellt sich Diana Strobl hier nahezu als Co-Therapeutin der Pferde (der Therapeut*innen) dar und konstruiert die Tiere dabei wieder als soziale Objekte. Wenn die Biographin das Verhalten der Pferde dahingehend interpretiert, wie es um ihre Klient*in bestellt ist, scheint sie eine Übersetzungsleistung zu vollziehen. Fraglich bleibt, ob sie selbst die Inkongruenz der Klient*innen nicht wahrnimmt bzw. wahrnehmen kann. Würde sie dies, stellte sich die Frage: warum die Pferde?

D: Also die Methode, die ich mit den Pferden gelernt hab, die ist, wie gesagt, die is_ das is keine Einbahnstraße, also daaa_ ich benutze kein Pferd. (Transkript: 631-633)

Ihre professionelle Verortung im Feld nimmt die Biographin zusätzlich vor, indem sie auf eine zugrundeliegende Methode verweist. Das „also“ zu Beginn könnte eine grundlegende Einführung in die Methode markieren. Damit könnte eine Positionierung gegenüber anderen tiergestützt arbeitenden Therapeut*innen einhergehen. Außerdem beschreibt Diana Strobl die Methode gelernt zu haben. Damit verweist sie argumentativ auf eine Qualifikation, die sie abschließend erworben zu haben scheint, da das Gelernte in der Vergangenheit liegt. Das heißt außerdem, es muss jemand anderen gegeben haben, der diese Methode entwickelt hat. Unklar bleibt an dieser Stelle, wie das Lernen der Methode stattgefunden hat. Die Formulierung die Methode „mit den Pferden gelernt“ zu haben, legt nahe, dass die Biographin jene gleichzeitig mit den anwesenden Pferden erlernt hat. Eine andere Lesart könnte sein, Diana Strobl hätte die Methode mit bereits darin ausgebildeten Pferden erlernt. Offen bleibt der Grund, wozu diese Methode gelernt wurde: für die Arbeit mit Pferden oder mit Menschen oder für die Arbeit mit Menschen, die mit Pferden arbeiten?

Im Weiteren scheint Diana Strobl auf bereits Gesagtes zu verweisen („wie gesagt“) und stellt damit die intersubjektive Nachvollziehbarkeit ihrer Argumentation fest. Zudem wird das Mitwissen der Interviewerin um die Art und Weise der beschriebenen Methode postuliert.

Die Metapher der „Einbahnstraße“ scheint rätselhaft. Fraglich ist hierbei, wie eine Methode eine Einbahnstraße sein kann, was Diana Strobbs Methode hier nicht zu sein scheint. Demnach konstruiert sie eine Methode, die in beide Richtungen befahren bzw. beritten werden kann. Damit könnte gemeint sein, dass von beiden bzw. allen Interaktionspartner*innen etwas zur gemeinsamen Arbeit beigetragen werden kann. Außerdem liegt der Schluss nahe, an mehreren Enden der „Straße“ herauskommen zu können, wodurch mit dieser Methode mehrere Ergebnisse möglich sind. Die Methode als Einbahnstraße scheint hingegen alternativlos, ohne die Möglichkeit eines anderen Weges; während die praktizierte Methode der Biographin offener wirkt. Durch die Negativ-Beschreibung wird die Abgrenzung zu diesen anderen Methoden (den „Einbahnstraßen“) verdeutlicht. Hierbei wird nicht beschrieben, wie Diana Strobl arbeitet, sondern was sie nicht macht und bei „den anderen“ kritisiert.

Ebenso in ihrer Kritik scheint das „Benutzen“ der Pferde zu stehen. Diese nicht zu benutzen könnte eine Freiwilligkeit in der Zusammenarbeit voraussetzen, welche bereits angeklungen ist. Bei entsprechenden räumlichen Gegebenheiten könnte ein Kommen und

Gehen der Pferde in die Therapiesitzungen möglich sein. Außerdem könnte neben der äußeren eine innere Haltung gegenüber den Pferden gemeint sein, indem diese als Kolleg*innen gesehen werden, denen die Biographin auf Augenhöhe begegnet.

D: Tiere heilen einen auf (1) ne (1) basale Art und Weise. Ich (1) würde niemals sagen, dass Tiere Therapeuten sind. Weil das sind sie nicht. (1) [...] Tiere sind auch keineee ääähm (3) keine Heiler in dem Sinne. Sondern es ist einfach nur (1) die Art und Weise, (wie) die uns zeigen, dass man (2) im Hier und Jetzt zu sein hat.
(Transkript: 1236-1243)

Die Tiere als Subjekt des ersten Satzes heilen „einen“ selbst, womit die Biographin selbst, ihre Klient*innen oder generell alle Menschen gemeint sein können. Das „Heilen“ wirkt dabei wie ein Medikament, das „man“ nur einzunehmen braucht, um geheilt zu sein. Demnach „heilen“ die Klient*innen sich nicht selbst, indem sie in die Therapie gehen, Zusammenhänge in ihrem Leben verstehen, reflektieren und verarbeiten können, sondern werden durch die Tiere geheilt. Dies geschieht auf „basale Art und Weise“. Basal beschreibt etwas Grundständiges, wie Grundkenntnisse in Fähigkeiten oder Techniken. Demnach schreibt die Biographin den Tieren hier Grundfähigkeiten des „Heilens“ zu, die sie ohne weitere Qualifikationen, Wissen oder Methode ausüben können. Ihre Anwesenheit würde demnach ausreichen. Dadurch müssten sie über innewohnende Heilkräfte verfügen und / oder etwas Heilendes ausstrahlen. Demzufolge wirkt die „basale Art und Weise“ des „Heilens“ wie eine mystische Fähigkeit, die so fein ist oder so fein „heilt“, dass es mit Worten nur schwer zu beschreiben und in deren Funktionsweise kaum nachzuvollziehen ist. Daher könnte die Biographin damit darauf hinweisen, dass die Menschen die Heilung durch die Tiere noch zu wenig verstehen.

„Heilen“ im Gegensatz zu „Lindern“ stellt eine allmächtige Fantasie dar, denn durch eine Heilung wird etwas ungeschehen gemacht. Der Grund oder der Zustand, weswegen die Klient*innen zu Diana Strobl in Therapie kommen, ist durch die „Heilung“ der Pferde wie weggezaubert. „Lindern“ hingegen würde die Gründe eher abschwächen und die Kleint*innen selbst einen Umgang damit finden lassen. Indirekt werden durch die Tiere als „Heilende“ die Kleint*innen als „zu Heilende“ gemacht. Das heißt, sie werden den heilenden Tieren als „Kranke“ gegenübergestellt. Zudem tritt die tiergestützt arbeitende Therapeutin selbst dabei in den Hintergrund. Wenn die Tiere allein heilen würden, bleibt fraglich, wozu es die menschliche Therapeutin braucht. Dafür liefert vielleicht der

folgende Satz in der Narration eine Erklärung. Hier wird von Diana Strobl beschrieben, dass sie die Tiere nicht als „Therapeuten“ bezeichnen würde. Dabei stellt sie sich selbst als Therapeutin womöglich wieder hervor, da der Platz nicht durch die Tiere besetzt scheint. Um die Tiere als „Therapeuten“ betiteln zu können, würden die Tiere vielleicht einer Ausbildung bedürfen oder müssten derselben Spezies angehören wie ihre Klient*innen. Dem Gedanken folgend könnte „therapieren“ etwas mit lautsprachlicher Verständigung zu tun haben, während „heilen“ ohne Worte möglich ist. Demnach ist festzuhalten, dass die Tiere zwar „heilen“, von Diana Strobl jedoch keine therapeutische Funktion zugeschrieben bekommen. Durch die Verwendung des Verbes „sagen“, scheint sie hier die Kategorie „Therapeut*in“ – wie auch später die der „Heiler“ – für die Tiere sprachlich abzulehnen. Dadurch werden sie nicht als soziale Objekte in ihrer Rollenfunktion als „Therapeuten“ oder „Heiler“ eingeführt, sondern werden auf ihre heilende Anwesenheit reduziert. Somit werden die Tiere hier als physikalische Objekte konstruiert.

Heilend ist dabei für die Menschen, dass sie von den Tieren „gezeigt“ bekommen im „Hier und Jetzt“ zu sein. Noch stärker ausgedrückt „haben“ die Menschen im Hier und Jetzt „zu sein“. Dem scheint ein Befehlston anzuhaften, indem die Tiere vorschreiben, wie die Menschen „zu sein haben“. Das „Zeigen“ weist dabei auf eine Vorbildfunktion seitens der Tiere hin, die das bereits zu können scheinen. „Einfach nur“ betont, dass es nichts weiter „Heilendes“ braucht als das Sein im „Hier und Jetzt“. Vielleicht ist das ein Verweis auf die biographische Erfahrung Diana Strobbs während ihrer eigenen Krankheit, dies sie als „gute Zeit“ bei den Pferden beschreibt. Somit könnte sie hier auf biographisches Wissen verweisen, das womöglich mit professionellem Wissen im Widerstreit steht. Als Therapeutin kennt sie selbst Techniken, Therapieformen, Definitionen von Therapie aus ihren eigenen Ausbildungen. Diese haben die Tiere nicht durchlaufen, wodurch sie auch nicht als „Therapeut*innen“ benannt werden können. Dies könnte auf fehlendes Vokabular im Erfahrungswissen hinweisen, wodurch die „heilende“ Wirkung der Tiere nun in einem professionellen Kontext als Methode des „im-Hier-und-Jetzt-Seins“ eingeführt wird.

Das Sein im „Hier und Jetzt“ würde bedeuten, alle Gedanken an Vergangenes oder Zukünftiges auszuschalten, sich von nichts Anderem leiten zu lassen als aktuellen Bedürfnissen. Damit müssten die Menschen in der Therapie die Fähigkeiten zum Reflektieren von Vergangenen und Planen in die Zukunft ablegen, um „geheilt“ zu werden. Fraglich ist auch, ob „geheilt sein“ als Zustand angesehen werden kann, der erhalten

bleibt, wenn die Therapiestunde der Klient*innen vorbei ist und diese aus dem Sein im „Hier und Jetzt“ heraustreten. Womöglich geht es auch darum, das „Sein im Hier und Jetzt“ auch außerhalb der Therapie zu praktizieren. Dies würde die Klient*innen davon entbinden, Zukunftsperspektiven zu entwerfen oder über die Vergangenheit zu reflektieren. Dies würde auf die Befreiung von Biographizität führen, indem den Menschen im „Hier und Jetzt“ die Chance und der Zwang genommen wäre, das eigene Leben zu gestalten. Demnach müsste auch keine „Linderung“ von „Krankheitszuständen“ vollzogen werden, da sie sich dauerhaft im vergangenheits- und zukunftslosen Raum des „Hier und Jetzt“ befänden. Diesem Gedanken folgend würden die Klient*innen womöglich einmal in diesen Raum eingetreten, für immer in diesem bleiben wollen und somit dauerhaft Teil der Pferdeherde werden (wollen) bzw. bleiben. Demzufolge würden sie ähnlich dem Bild des „kleinen Indianer“ als menschliches Mitglied der Pferdeherde leben. Das könnte in dem Zusammenhang unter „Heilung“ verstanden werden.

7 Diskussion der Forschungsergebnisse anhand theoretischer und methodologischer Überlegungen

In diesem Kapitel werden die Forschungsergebnisse mit den theoretischen und methodologischen Vorüberlegungen zusammengeführt. Dadurch erfolgt eine Rückbindung der theoretischen und biographieanalytischen Ausführungen an die Fragestellung. Dabei werden die Rekonstruktionen aus der Biographieanalyse mit dem sozialwissenschaftlichen Forschungsstand zusammengedacht, um die Perspektiven der Biographin mit dem wissenschaftlichen Diskurs um die Tiere in der Therapie zu vergleichen. Dadurch kann das Allgemeine im Besonderen herausgearbeitet werden. Den theoretischen Rahmen für diese Diskussion stellt Blumers Aushandlung von physikalischen und sozialen Objekten dar, um die Objektifizierung der Tiere im Forschungsstand und in der biographischen Narration zu rekonstruieren.

Im Forschungsstand wird die Kontroverse zwischen den beiden Extremen aufgespannt, dass die Tiere in der Therapie entweder keinen spezifischen Einfluss auf die Therapie haben oder als „(Co-)Therapeut*innen“ gesehen werden können. Aus der Logik einer Wirkungsforschung heraus scheinen die Tiere im ersten Fall noch hinter funktionellen Zuschreibungen zurückzubleiben, da eine therapeutische Wirkung negiert wird. Nach

Blumer kann dies jedoch als Zuschreibung eines physikalischen Objektstatus gelesen werden, denn den Tieren wird zwar ein Einfluss auf die Therapie abgesprochen, jedoch werden diese ggf. in einer Funktion als Gegenstand eingesetzt. Ein Beispiel dafür ist das Pferd als mobile „Stellwand“ (siehe Kapitel 1). Somit wird hier das Pferd als physikalisches Objekt funktionalisiert und objektifiziert. Anders stellt es sich in den Forschungsarbeiten dar, in dem die Tiere als „Therapeut*innen“ präsentiert werden und somit den Status von sozialen Objekten erhalten. Hierbei wird in der sozialwissenschaftlichen Forschung deren Einfluss auf den Therapieprozess beschrieben, indem jene als Projektions-Objekte genutzt werden (Chardonnes 2009: 324). Damit ist die Projektion von Wünschen, Gefühlen oder Bedürfnissen von Seiten der Patient*innen auf die Tiere in der Therapie gemeint. Bliebe es bei der Projektion und den Tieren würde hierbei keine Reaktion darauf zugeschrieben, könnten hier die Tiere als physikalische Objekte verstanden werden. Mehr noch mit den Projektionen könnte man so weit gehen zu sagen, dass hier abstrakte Objekte auf physikalische Objekte übertragen werden. Den Unterschied macht jedoch, dass Tieren – den Pferden im dargestellten Fall – in der biographischen Narration eine soziale Interaktion durch das „Spiegeln“ dieser Projektionen zugeschrieben wird. Dies wird auch in der Fachliteratur beschrieben (vgl. Chardonnes 2009: 330). Demnach werden die Reaktionen der Pferde durch die Therapeutin gedeutet und somit mit den Patient*innen bearbeitbar, wodurch die Pferde als soziale Objekte verhandelt werden. Michalon (2020) zeichnet in seiner Forschung einen Perspektivwechsel seitens der tiergestützt arbeitenden Therapeut*innen auf die Tiere in der Therapie nach: je mehr sich tiergestützte Praxen in Richtung der Therapie orientieren, desto eher werden die Tiere als Subjekte – bzw. soziale Objekte – wahrgenommen (Michalon 2020: 132). Somit gehen die Konstruktionen und Perspektiven auf die Tiere in der Therapie mit einem veränderten Professionsverständnis einher. Die Deutungen von „Berg“ (ebd.) oder „Stellwand“ als physikalische Objekte entwickeln sich in Richtung der sozialen Objekte. Die Kritik, die sich aus dem Forschungsstand ergibt, die Tiere würden durch den physikalischen Objektstatus funktionalisiert (vgl. Buchner-Fuhs / Rose 2012: 13 ff.), kann durch die Betrachtung mit Blumer noch erweitert werden: letztlich funktionalisieren und objektifizieren beide Wege – die Zuschreibung eines physikalischen ebenso wie sozialen Objektstatus – die Tiere. Mit dem Unterschied, dass die Tiere als physikalische Objekte ihre Fähigkeiten als soziale Wesen abgesprochen bekommen, während diese als soziale Objekte mit der Rollenzuschreibung „Therapeut*in“ mitkonstruiert werden.

Mittels der biographieanalytischen Methodologie kann am empirischen Material dargestellt werden, wie sich Biographizität bei Diana Strobl in der Krankheitsphase in besonderem Maße zeigt. Chance und Zwang, das eigene Leben zu gestalten, treten in der Konstruktion der Krankheit als eine Zäsur in ihrer Lebensgeschichte zutage. Als Chance wird die Krankheitsphase eingeführt, indem sich hier der Berufswunsch therapeutisch mit Pferden zu arbeiten „herauskristallisiert“. Das heißt, durch die Erkrankung werden die Bedingungen, die Lebensumstände, das Milieu hergestellt, in dem sich die „Kristalle“, die „Klarheit“ bilden können. Somit manifestiert sich dadurch das „große Ziel“ – tiergestützt arbeitende Therapeutin zu werden. Dabei scheint „die Arbeit am Selbst“ (Dausien / Hanses 2017: 173) nicht in eine Krise zu geraten, sondern gerade die gesundheitliche Krise die Arbeit am Selbst zu befördern. Denn die Krankheit der Biographin wird als Chance dargestellt, sich einerseits mit Fragen von „Gesundheit“ und „Krankheit“ auseinanderzusetzen, sowie andererseits eine Bilanz ihres bisherigen Lebens zu ziehen. Neben der Bilanzierung der Vergangenheit werden auch Zukunftsvorstellungen neu verhandelt. Dabei beschreibt die Biographin an welchen Punkten im Leben sie eine „gute Zeit“ verbracht hat (in der Kindheit bei den Pferden), und wie sie die wenige „gute Zeit“ während der Krankheit verbringen will. Dabei lässt sich ein Zusammenhang rekonstruieren, indem sie die Kontakte in der Kindheit zu Pferden und jene während der Krankheit beide als „gute Zeit“ beschreibt.

Als Chance gestaltet sich diese Zeit zudem, indem sich Diana Strobl fachliches Wissen zu Pferden und der therapeutischen Arbeit mit ihnen anliest. Dabei setzt sie sich auch mit dem Kauf ihres ersten eigenen Pferdes auseinander und nimmt in der Erzählung darüber Bedeutungszuschreibungen über Rassen und Herkunft der Pferde vor. Hieran wird eine Verhandlung von Wissensordnungen sichtbar, welchem im Folgenden weiter nachgegangen wird:

Auf *gesellschaftliches Wissen* wird verwiesen, indem die Biographin Normalitätsvorstellungen verhandelt. Dabei konstruiert Diana Strobl einen „normalen“ Studienverlauf bis dieser schließlich bricht durch die Kontrastierung durch die „Krankheit“. Insofern wird auf ein gesellschaftliches Wissen einer Normalbiographie rekurriert. In der Beschreibung von „normalen“ Pferden im Kontrast zu „verhaltensgestörten“ wird außerdem die Gegenüberstellung von „Gesundheit“ und „Krankheit“ reproduziert.

Lokales Wissen wird in der biographischen Narration von Erfahrungen deutlich. Indem Diana Strobl während ihrer Krankheit die „gute Zeit“ bei den Pferden konstruiert, streicht sie heraus, für sich zu wissen, was ihr guttut. Dies nutzt sie als Argumentation zur

Konkretisierung des Berufswunsches hin zur therapeutischen Arbeit mit Pferden. Dabei wird die Verbindung zum *professionellen Wissen* hergestellt, da „Kongruenz“ eingeführt wird als das, was „gesund“ macht. Ihrer Argumentationskette folgend, „zeigen“ die Pferde den Menschen diese Art zu leben. Dahingehend wird psychologisches Vokabular für Argumentationen genutzt, die die Fähigkeiten der Pferde herausstellt, die Menschen zu „spiegeln“ oder auf „eine basale Art und Weise“ zu „heilen“. Insofern wird die therapeutische Wirkung der Pferde postuliert, die für Diana Strobl „keine Therapeut*innen“ sind, sondern sozusagen als Vorbilder für ein „gesundes“ Leben fungieren. Demnach werden die Pferde in ihrer Vorbildfunktion als soziale Objekte konstruiert. Die Frage ist hierbei, ob nicht vielmehr die Idee von den Pferden das eigentliche Objekt ist und somit Diana Strobl wiederholt auf abstrakte Objekte *in* den Pferden verweist. Dabei belegt sie die Tiere mit diesen Vorstellungen vom „gesunden Leben“ durch „Kongruenz“ oder „Natürlichkeit und Ursprünglichkeit“.

Diese Zuschreibungen wirken auch in der Auseinandersetzung mit dem *biographischen Wissen*. Hierbei gebraucht sie Konstruktionen von „Natürlichkeit und Ursprünglichkeit“ oder „Wildheit“, um sich selbst als biographisches Subjekt zu positionieren. Beispielsweise beschreibt sie dabei das Gefühl durch die „wildten“ Pferde zum „kleinen Indianer“ zu werden. Sie konstruiert sich durch die Zuschreibungen der Pferde selbst als „wildes“ und „ursprüngliches“ Subjekt. Hierbei wird auf ein *gesellschaftliches Wissen* verwiesen, eine kollektive Vorstellung eines „kleinen Indianers“. Dabei reproduziert die Biographin gesellschaftliches Wissen in Form von rassistischem und nationalistischem Vokabular. Ebenso wird dies deutlich in Bezug auf die Verortung der Pferde. Mit rassistischen und nationalistischen Kategorien von „Herkunft“ und „Rasse“ der Pferde werden Zuschreibungen getätigt, welche bestimmte Eigenschaften mit einer örtlich markierten Spezies verbinden. Hierbei werden die Tiere als physikalische Objekte gefasst, die abstrakte Objekte beinhalten. Dieses „Gesamtpaket“ an Objektifizierung kann dann ausgesucht und käuflich erworben werden. Verbindet man die zunächst getätigten Zuschreibungen auf die Pferde („Natürlichkeit“, „Ursprünglichkeit“, „Wildheit“ etc.) mit dem kollektiv transportierten Wissen bzgl. des „kleinen Indianers“, scheint es als würden ihre Zuschreibungen der Pferde auf sie übergehen: sofern sie mit diesen Pferden therapeutisch arbeitet oder diese besitzt ist sie auch Trägerin dieser Eigenschaften. Mit der Auswahl der Pferde nach rassistischen und nationalistischen Kategorien von „Herkunft“ und „Rasse“ lassen sich die zugeschriebenen Eigenschaften als käuflich erwerbbar rekonstruieren.

Professionelles Wissen wird in der biographischen Narration eingebettet in Beschreibungen der Methodik der tiergestützten Therapie. Diese sei „keine Einbahnstraße“, es gehe um „Kongruenz“ als etwas, das „gesund macht“, sowie die Darstellung, die Tiere nicht zu „benutzen“ und demnach „frei“ mit ihnen „zusammen zu arbeiten“. Dabei scheint das *biographische Wissen* dem *professionellen* untergeordnet, da kaum von Erfahrungen erzählt wird – bspw. während der eigenen „Krankheit“ –, sondern sich Verweise auf vermeintlich Allgemeingültiges im *professionellen Wissen* manifestieren („nicht benutzen“, „Gesundmachen“ etc.). Mit Blumers Theorie zum Symbolischen Interaktionismus scheint die professionelle Verortung der Biographin, die Tiere nicht zu „benutzen“, paradox. Denn die rekonstruierten Zuschreibungen auf die Pferde gehen mit einer Objektifizierung der Tiere in jeglicher Form einher. Denn egal, ob die Tiere in der Therapie als physikalische Gegenstände, als soziale Interaktionspartner*innen und Projektionsflächen oder als abstrakte Ideen und Vorstellungen konstruiert werden, und aufgrund dessen für eine private oder therapeutische Arbeit ausgewählt werden, werden sie doch dazu „benutzt“.

8 Conclusio

In der Forschungsarbeit kann rekonstruiert werden, wie sich in der biographischen Erzählung der Gesamtzusammenhang entlang des „Weges zur Therapeutin“ bildet. Der Anstoß zu dieser Zukunftsperspektive wird von der Biographin in ihrer Krankheitsphase der Biographin markiert. Daran werden (Selbst-)Erfahrungen der Biographin von „guten Zeiten“ bei den Pferden in der Kindheit und während der Krankheit geknüpft. Demnach erwächst der Berufswunsch, tiergestützt arbeitende Therapeutin zu werden, aus positiven Selbsterfahrungen mit Pferden in einer krisenhaften Lebenssituation. Die Perspektiven auf die Tiere in der Therapie werden durch Zuschreibungsprozesse von Eigenschaften auf Pferderassen und deren Verortung konstruiert. Dadurch werden die Pferde als physikalische Objekte dargestellt, denen bestimmte Bedeutungen anhaften. Als soziale Objekte werden die Tiere in der Therapie verhandelt, indem diese als Projektionsflächen und der anschließenden sozialen Interaktion des „Spiegels“ beschrieben werden. Durch Verortung der Pferde und deren (soziale) Funktion in der tiergestützten Therapie wird diesen Identität zugeschrieben. Somit konnten mit dem biographischen-narrativen Interview als Erhebungsmethode und der Biographieforschung als Methodologie Reflexionsprozesse

analysiert werden, mit denen das biographische Subjekt Identitäten herstellt. In der biographischen Narration konnten Konstruktionen bzgl. der Tiere sowie das methodische Verständnis der Biographin von der tiergestützten Therapie herausgearbeitet werden. Durch das Prinzip der Offenheit treten die Objektifizierungen und Funktionalisierungen der Tiere in der Therapie hervor, welche bei den Wirkungsforschungen bisher im Dunkeln blieben.

Literaturverzeichnis

- Alheit, P. (2020). Biografizität. In *Zeit im Lebensverlauf* (S. 87-92). Bielefeld: Transcript Verlag.
- Alheit, P., & Dausien, B. (2002). Bildungsprozesse über die Lebensspanne und lebenslanges Lernen. In R. Tippelt (Hrsg.), *Handbuch Bildungsforschung* (S. 565-585). Opladen: Leske & Budrich.
- Allert, T., Dausien, B., Mey, G., Reichertz, J., & Riemann, G. (2014). Forschungswerkstätten – Programme, Potentiale, Probleme, Perspektiven. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen* (S. 291-316). Wiesbaden: Springer.
- Armstrong, P. (2002). The Postcolonial Animal. *Society & Animals*, 10(4), 413-419. Leiden: Koninklijke Brill.
- Berthelsen, D. (1987). *Alltag bei Familie Freud: Die Erinnerungen der Paula Fichtl*. Hamburg: Hoffmann & Campe.
- Blumer, H. (1973). Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit* (S. 80-101). Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Böhm, W. (2000). *Wörterbuch der Pädagogik* (15. Aufl.). Stuttgart: Kröner.
- Buchner-Fuhs, J., & Rose, L. (2012). *Tierische Sozialarbeit: Ein Lesebuch für die Profession zum Leben und Arbeiten mit Tieren*. Wiesbaden: Springer.
- Chagani, F. (2016). Can the Postcolonial Animal Speak? *Society & Animals*, 24(6), 619-637. Leiden: Koninklijke Brill.
- Chardonens, E. (2009). The Use of Animals as Co-Therapists on a Farm: The Child-Horse Bond in Person-Centered Equine-Assisted Psychotherapy. *Person-Centered & Experiential Psychotherapies*, 8(4), 319-332. London: Taylor & Francis.
- Dalke, K. (2010). Mustang: The Paradox of Imagery. *Humanimalia*, 1(2), 97-117.
- Dausien, B. (1994). Biographieforschung als „Königinnenweg“? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung. In A. Diezinger, H. Kitzer, I. Anker, I. Bingel, E. Haas, & S. Odierna (Hrsg.), *Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung* (S. 129-153). Freiburg im Breisgau: Kore.
- Dausien, B. (1996). *Biographie und Geschlecht: Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen: Donat.

- Dausien, B. (2002). Zur Methodologie qualitativ-empirischer Biographieforschung. In B. Dausien (Hrsg.), *Sozialisation – Geschlecht – Biographie. Theoretische und methodologische Untersuchung eines Zusammenhangs* (S. 162-186). Habilitationsschrift. Bielefeld.
- Dausien, B. (2009). Differenz und Selbst-Verortung – Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Biographien als Forschungskonzept. In B. Aulenbacher & B. Riegraf (Hrsg.), *Erkenntnis und Methode* (S. 157-177). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dausien, B. (2016). Rekonstruktion und Reflexion: Überlegungen zum Verhältnis von bildungstheoretisch und sozialwissenschaftlich orientierter Biographieforschung. In R. Kreitz, I. Miehte, & A. Tervooren (Hrsg.), *Theorien in der qualitativen Bildungsforschung – Qualitative Bildungsforschung als Theoriegenerierung*. Opladen: Barbara Budrich Verlag.
- Dausien, B. (2017). „Bildungsbiographien“ als Norm und Leistung gesellschaftlicher Teilhabe. In I. Miethe, A. Tervooren, & N. Ricken (Hrsg.), *Bildung und Teilhabe. Zwischen Inklusionsforderung und Exklusionsdrohung* (S. 87-110). Wiesbaden: Springer.
- Dausien, B. (2018). *Biographie und Sozialisation* (H. Lutz, E. Tuidier, & M. Schiebel, Hrsg.; S. 197-207). Wiesbaden: Springer.
- Dausien, B., & Hanses, A. (2017). „Biographisches Wissen“ – Erinnerung an ein uneingelöstes Forschungsprogramm. Einleitung in den Themenschwerpunkt. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 18(2), 173-189. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.
- Dausien, B., Ortner, R., & Thoma, N. (2015). Biographie als Norm und Handlungsbegründung in der pädagogischen Praxis. Eine empirisch-rekonstruktive Perspektive. In S. Krause & I. M. Breinbauer (Hrsg.), *Im Raum der Gründe* (S. 185-208). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Ewing, C. A., MacDonald, P. M., Taylor, M., & Bowers, M. J. (2007). *Equine-facilitated learning for youths with severe emotional disorders: A quantitative and qualitative study*. 36(1), 59-72. Wiesbaden: Springer.
- Faircloth, C. A., Rittman, M., Boylstein, C., Young, M. E., & Van Puymbroeck, M. (2004). Energizing the ordinary: Biographical work and the future in stroke recovery narratives. *Journal of Aging Studies*, 18, 399-413.
- Fischer-Rosenthal, W. (2016). Melancholie der Identität und dezentrierte biographische Selbstbeschreibung. Anmerkungen zu einem langen Abschied aus der selbstverschuldeten Zentriertheit des Subjekts. In *Biographische Sozialisation* (Originally published 2000, Bd. 17, S. 227–256). Berlin / Boston: De Gruyter.

- Giruc, M. (2011). Tiere, mit denen wir lebten: Tiergestützte Biografiearbeit mit Demenzzkranken. In *Tiere, mit denen wir lebten*. Hannover: Schlütersche Verlagsgesellschaft.
- Hanses, A. (2011). Biographie und Subjekt – Annäherungen an einen komplexen und widerspruchsvollen Sachverhalt. In H. Herzberg & E. Kammler (Hrsg.), *Biographie und Gesellschaft: Überlegungen zu einer Theorie des modernen Selbst* (1. Aufl., Bd. 10, S. 333-349). Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Haraway, D. J. (2018). *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chtuhluzän*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Hölzle, C., & Jansen, I. (2011). Ressourcenorientierte Biografiearbeit: Grundlagen – Zielgruppen – Kreative Methoden. In *Ressourcenorientierte Biografiearbeit* (2., durchgesehene Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- John, K. (2019). Animal Colonialism – Illustrating Intersections between Animal Studies and Settler Colonial Studies through Diné Horsemanship. *Humanimalia*, 10(2), 42-68.
- Kirchner, F., Michaelis, K., & Hoffmeister, J. (2013). *Wörterbuch der philosophischen Begriffe* (A. Regenbogen & U. Meyer, Hrsg.). Hamburg: Meiner.
- König, H.-D. (2019). Dichte Interpretation. Zur Methodologie und Methode der Tiefenhermeneutik. In J. König, N. Burgermeister, M. Brunner, P. Berg, & H.-D. König (Hrsg.), *Dichte Interpretation. Tiefenhermeneutik als Methode qualitativer Forschung* (S. 13-86). Wiesbaden: Springer.
- Langer, P. C., & Ahmad, A.-N. (2018). Psychologie und Biografieforschung. In H. Lutz, M. Schiebel, & E. Tuider (Hrsg.), *Handbuch Biographieforschung* (S. 175-186). Wiesbaden: Springer.
- Loch, U., & Rosenthal, G. (2002). Das Narrative Interview. In D. Schäffer & G. Müller-Mundt (Hrsg.), *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*, 221-232. Bern.
- Luhmann, N. (1991). *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie* (4.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lutz, H., Schiebel, M., & Tuider, E. (2018). *Handbuch Biographieforschung*. Wiesbaden: Springer.
- McConnell, P., & Fine, A. H. (2015). Understanding the Other End of the Leash: What Therapists need to Understand about Their Co-Therapists. In A. H. Fine (Hrsg.), *Handbook on Animal-Assisted Therapy: Foundations and Guidelines for Animal-Assisted Interventions*. San Diego: Elsevier Science & Technology.
- Mead, G. H. (1973). *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Mey, G., & Mruck, K. (2011). *Grounded theory reader* (Bd. 2). Wiesbaden: Springer.
- Michalon, J. (2020). The Rise of Therapy Animals' Personhood: A Note on the Ontological Dimensions of Professional Dynamics. *Humanimalia*, 11(2), 131-162.
- Nimer, J., & Lundahl, B. (2015). Animal-Assisted Therapy: A Meta-Analysis. *Anthrozoös*, 20(3), 225-238. London: Taylor and Francis.
- Nülle-Horre, M. (2015). Tiergestützte Therapie in der Psychiatrie – Therapeuten mit vier Pfoten. *Physiopraxis*, 13(1), 32-34. Stuttgart / New York: Georg Thieme Verlag.
- Otterstedt, C., & Olbrich, E. (2003). *Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie*. Stuttgart: Kosmos.
- Rein, A. (2020). Normalität und Handlungsfähigkeit von Care Leaver_innen im Kontext von Differenz- verhältnissen. In S. Goebel, A.-M. Herdtle, U. Karl, M. Lunz, U. Peters, & M. Zeller (Hrsg.), *Wege junger Menschen aus Heimen und Pflegefamilien. Agency in schwierigen Übergängen* (S. 166-183). Weinheim / München: Beltz Juventa.
- Riemann, G. (2011). Grounded theorizing als Gespräch: Anmerkungen zu Anselm Strauss, der frühen Chicagoer Soziologie und der Arbeit in Forschungswerkstätten. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Grounded theory reader* (Bd. 2). Wiesbaden: Springer.
- Rosenthal, G. (2015). *Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung* (5. Aufl.) [Elektronische Ressource]. Weinheim / München: Beltz Juventa.
- Schütze, F. (1976). Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung: Dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In A. Weymann (Hrsg.), *Kommunikative Sozialforschung: Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindemachtforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung* (S. 159-260). München: Fink.
- Schütze, F. (1984). Kognitive figuren des autobiographischen stegreiferzählens. In M. Kohli & G. Robert (Hrsg.), *Biographie und Soziale Wirklichkeit: Neue Beiträge und Forschungsperspektiven* (S. 78-117). Stuttgart: Metzler.
- Schütze, F. (2016). Biographieforschung und narratives Interview. In F. Schütze, W. Fiedler, & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse: Grundlagen der qualitativen Sozialforschung* (1. Aufl.). Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.
- Schwendowius, D. (2022). Biographien und berufliches Engagement von ‚Diversitätsakteur*innen‘ in Schulen der Migrationsgesellschaft. In Y. Akbaba, B. Bello, & K. Fereidooni (Hrsg.), *Pädagogische Professionalität und Migrationsdiskurse* (S. 193-215). Wiesbaden: Springer.

- Thon, C. (2016). Biografischer Eigensinn—Widerständige Subjekte?: Subjekttheoretische Perspektiven in der Biografieforschung. *Zeitschrift für Pädagogik*, 62(2), 185-198. Weinheim / München: Beltz Juventa.
- Traue, B. (2006). Verschränkungen von organisationellem und biographischem Wissen in der Beratung. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München.: Teilbd. 1 und 2* (S. 1569-1578). Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Abstract

Im Rahmen der vorliegenden biographieanalytischen Arbeit wird die biographische Narration einer tiergestützt arbeitenden Therapeutin analysiert. Im Fokus der Arbeit steht die Frage, welche Perspektiven die Biographin auf die Tiere in der Therapie einnimmt. Dabei werden die Bedeutungskonstruktionen in der biographischen Narration offengelegt. Vor dem Hintergrund des Symbolischen Interaktionismus nach Blumer werden die Tiere als physikalische bzw. soziale Objekte greifbar. Damit leistet diese Forschung einen Beitrag zum bildungswissenschaftlichen Diskurs über tiergestützte Therapie.

In this thesis a biographical analysis is being conducted, in which the biographical narration of an animal-assisted therapist is being analyzed. The research focuses on the biographers perspective on animals in the context of therapy. The constructions of meaning are revealed in the biographical narration. Against the background of Blumer's symbolic interactionism, the animals become tangible as physical or social objects. This research thus makes a contribution to the educational discourse on animal-assisted therapy.

Anlage: Transkriptionen

1. Besondere Modulation/Prosodie:

<u>nein</u>	→	besonders betont gesprochene Passagen
/(geflüstert) vielleicht/	→	Passagen mit besonderer Modulation/Prosodie

2. Paraverbales

((lacht)) ((atmet ein))	→	paraverbale Äußerungen der Sprecher*innen
/(lachend) ja und dann/	→	von paraverbalen Äußerungen begleitete Passage

3. Unverständliches, schwer Verständliches

()	→	unverständliche Passage
(mitgemacht)	→	schwer verständliche Passage

4. Überlappung / gleichzeitiges Sprechen

Ja so [ich]	→	überlappendes/simultanes Sprechen mehrerer Sprecher*innen
[nein] ich		

5. Pausen und Äußerungsintonation bzw. Äußerungsfunktion

(2)	→	Pausen von einer Sekunde oder mehr (Sekunden in Klammern); Pausen, die „niemandem gehören“, in eigene Transkript-Zeile
(.)	→	kurze Pause, weniger als eine Sekunde
:	→	Ankündigung (vgl. orthographische Doppelpunkt-funktion)
,	→	funktional-orthographisches Komma
.	→	Satz- bzw. Äußerungsendeintonation (Absenken der Stimme)
!	→	Ausrufeintonation am Satz- / Äußerungsende
?	→	Frageintonation am Satz- / Äußerungsende
festge_	→	Wort- oder Satzabbrüche
hat=hat	→	schnell hintereinander gesprochene Worte

6. Interjektionen

mhm, oh, aha, ahm	→	grob abgebildete Transkription „bedeutsamer“ Interjektionen
-------------------	---	---

7. Lautungsphänomene gesprochener Sprache / dialektale Lautung

Samma jetzt dahoam, gell?	→	umgangssprachliche / dialektale Lautung
---------------------------	---	---

8. (Inszenierte) Redewiedergaben

Und sie so: „Du machst die Matura“!	→	Inszenierte bzw. direkte Redewiedergabe, Zitate...
-------------------------------------	---	--

9. Nonverbales bzw. „externe“ Ereignisse

((Handy-Klingeln))

((Person kommt ins Zimmer))